Sämmtliche Werke

von

Marie Sophie Schwartz.

Aus dem Schwedischen.

Siebenter Band.

Stuttgart.

Franckh'sche Verlagshandlung.

Jugenderinnerungen.

Erzählung

von

Marie Sophie Schwartz.

Aus dem Schwedischen

von

Dr. C. Büchele.

Erster Band.

Stuttgart.

Franckh'sche Verlagshandlung.



Schnellpressendruck von Aug. Wörner, vorm. J. G. Sprandel, in Stuttgart.



Erste Periode.

Die Schuljahre.

I.

Die Vergangenheit haben wir hinter uns, die Zukunft kennen wir nicht, und die Gegenwart ist Alles, was wir unser nennen, aber dessen ungeachtet etwas, womit wir uns am wenigsten beschäftigen.

Wir schauen gern zurück auf das, was gewesen, wir machen gern unsere Schlüsse auf das, was kommen wird, und vergessen dabei dessen zu genießen, was sich in unserem Besitze findet.

Die Berechnungen der Zukunft werden gewöhnlich Verrechnungen; die Betrachtungen über verflossene Zeiten legen uns nur die traurige Erkenntniß nahe, wie wir mehr oder minder unsere Kräfte verschwendet haben, ohne daß es uns gelang, die Erndte einzuthun, welche zu erwarten gewesen wäre.

Diese einfachen Reflexionen tauchten unwillkürlich auf, als ich einen Blick auf meine frühern Schicksale zurückwarf.

Meine Kindheit und meine Jugend mit allen ihren Mißgriffen und Verirrungen kamen mir wie Gemälde vor, voll Schatten, und ich selbst unvermögend, ihnen einen lichtern Farbenton zu geben.

Wenn ich mich hätte niedergeschlagen fühlen können, wäre es vielleicht geschehen bei der Vergleichung dessen, was mein Leben gewesen, und dessen, was ich einmal träumte, daß es werden sollte.

Wie groß waren im Jünglingsalter die Hoffnungen auf mich selbst, auf meine Charakterstärke und mein Streben nach männlicher Vollkommenheit, und wie wenig entsprach die zurückgelegte Laufbahn diesen Vorstellungen.

Was sich nicht ändern läßt, lohnt auch nicht die Mühe, es zu beweinen, und darum dienen alle zwecklosen Reflexionen über Mängel und Schwachheiten, die sich nicht zurücknehmen lassen, zu Nichts. Sie sind nur da, um zu beweisen, daß, wie eifrig auch unser Streben war oder hätte sein sollen, das Resultat doch nur blieb, uns die Erkenntniß beizubringen, wie wir schwache Sterbliche sind und niemals blindlings auf unsere eigene Kraft vertrauen dürfen.

Mein Vater, Komminister Sehlberg, hatte eine kleine Kaplanei in Westgothland, und dort stand meine Wiege. Ich war der jüngste von vier Brüdern, wovon die zwei mittlern schon in zarter Kindheit wegstarben.

Die Natur hatte mich mit einem heißen Blut, mit Selbstgefühl, Kühnheit und Charakterfestigkeit begabt; Eigenschaften, welche allerdings ihrer ursprünglichen Tendenz nach gut, gleichwohl in ihren Wirkungen, wenn sie sich ohne die gehörige Zucht entwickeln können, sehr bedenkliche Fehler mit sich bringen.

Die, welche damit ausgestattet sind, zeigen sich gewöhnlich in den Kinderjahren unlenksam und schwer zu behandeln, und dieß war vollkommen der Fall bei mir.

Mein Vater, ein Mann von frommem, sanftmüthigem Charakter, liebte den Frieden, die Stille und einen guten Tisch. Meine Mutter dagegen war von heftiger, stolzer und selbstständiger Gemüthsart.

Schon zu Jahren gekommen, als sie sich verheirathete, hatte sie die Tage der Jugend hinter sich gelassen, als ich meinen Eintritt in das Leben hielt. Sie zählte damals ihre dreiundvierzig Winter.

Vielleicht war es dieser Umstand, welcher bewirkte, daß sie für ihr jüngstes Kind nicht die Sympathie und Liebe, wie für ihr ältestes empfand.

Mein Bruder Sten war um ganze zehn Jahre älter als ich, und derjenige, an welchen meine Mutter eine leidenschaftliche Zärtlichkeit verschwendete. Die Liebe zu meinem Vater und zu mir blieb der Anhänglichkeit an den Erstgebornen untergeordnet, so daß sie für Alles und Jedes gleichgültig war, das nicht in irgend einem direkten Zusammenhang mit dem stand, was auf seine Freude, sein Glück und Wohlbefinden Bezug hatte.

Diese Parteilichkeit meiner Mutter erzeugte sehr früh von meiner Seite eine feindselige Stimmung gegen meinen Bruder, welcher, so weit ich zurückzudenken vermag, die Rolle meines Zuchtmeisters spielte. Er forderte, ich sollte ihm dieselbe Achtung, denselben Gehorsam, wie den Eltern beweisen — etwas wozu ich mich nicht geneigt fühlte, und sobald ich zu einem Alter von zwölf Jahren gelangt war, fand ich mich veranlaßt, seiner Herrschergewalt zu opponiren. Das führte dann zu offenem Kampfe, aber dabei stellte sich unsere Mutter immerdar auf meines Bruders Seite, und mein Vater hielt sich neutral, um nicht in irgend einen Konflikt mit seiner theuren Ehehälfte zu kommen.

Noch diesen Augenblick steht lebhaft vor meiner Erinnerung der Streit zwischen Sten und mir, welcher einen bestimmt entscheidenden Einfluß auf meine Zukunft hatte und meinen Vater zu einer energischen Maßregel veranlaßte.

Sten war damals zweiundzwanzig Jahre alt und hatte eben seinen Gymnasialcursus in S. geschlossen. Er hielt sich über den Sommer zu Hause auf, um mit sich selbst zu Rathe zu gehen, ob er seine Studien fortsetzen, oder irgend einen praktischen Beruf ergreifen sollte.

Er war zu allen Zeiten gründlich faul gewesen. Die Arbeit war ihm verhaßt. Seine Schul- und Gymnasialzeit trug auch das Gepräge davon, und dieß erklärt, wie er ein alter Bursche werden konnte, bevor er vom Gymnasium abging.

Ich dagegen hatte schon als kleiner Knabe einen brennenden Eifer zu Allem gezeigt, bei dem Sten nur Widerwillen blicken

ließ. Seine Gleichgültigkeit gegen Erwerbung von Kenntnissen weckte bei mir eine lebhafte Lust zum Lernen, so daß ich auch in der Zeit, da ich bei meinem Vater Unterricht hatte, sehr fleißig war.

In meines Vaters Studirzimmer hielt ich mich folgsam und gesittet; aber aus dem Gebiet davon getreten, präsentirte ich einen ganz andern Charakter.

Gehorsam und Furcht waren im Allgemeinen zwei Dinge, womit ich mich nicht befreunden konnte, und dieß, ungeachtet die Abneigung gegen den erstern mir nicht blos von meiner Mutter, sondern auch meistens von meinem Bruder strenge Strafen zuzog. Die Liebe zur Folgsamkeit wurde jedoch hiedurch nicht geweckt, sondern mehr und mehr vermindert.

Bis zu meinem zwölften Jahr hatte ich mich indessen meines Bruders Einmischung in den Gang meiner Erziehung unterwerfen müssen; aber als er nach Beendigung seiner Gymnasialstudien nach Hause kam, war ich fest entschlossen, seine Tyrannei nicht länger zu ertragen. Ich war ein starker, hochgewachsener Junge, mit verwegenem Muthe, unbeugsamer Entschlossenheit und tiefer Erbitterung gegen den Plagegeist meiner Kindheit.

Aber bevor ich weiter gehe, muß ich erwähnen, daß im Hause meiner Eltern eine Brudorstochter von meinem Vater, Namens Thora, weilte. Sie war um ein Jahr jünger als ich, klein und schmächtig von Körperbau, heiter und sanft von Gemüthsart.

Thora und ich hatten täglich und stündlich mit einander gespielt, und sie stand in demselben Verhältniß zu mir, wie der Schwache immer gegenüber dem Stärkern, nämlich in dem eines Sclaven zu seinem Gebieter.

Wenn mein Bruder seine Macht benützte, um bei allen möglichen Gelegenheiten mich zu reizen und zu mißhandeln, hielt ich mich bei Thora dafür schadlos und brauchte meine Gewalt über sie.

Ich war stark, sie war schwach, so daß sie, wenn es sich um physische Kraft handelte, gehorchen mußte.

In den Kinderjahren hat man keinen Begriff von den For-

derungen der Ritterlichkeit, sondern da gilt gewöhnlich nur das Faustrecht. Aber wenn ich auf der einen Seite eine blinde Nachgiebigkeit gegen meinen Willen von Thora forderte, so war ich auf der andern Seite auch stets bereit, ihr Recht zu verfechten, wenn Jemand nur im Geringsten ihr nahe zu treten wagte.

Dieß galt auch meiner Mutter gegenüber, und oft entzog ich Thora der Strafe, welche ihr zugedacht war. Daher kam es, daß Thora eine innige Zuneigung zu mir hegte und eine lebhafte Theilnahme bei den Leiden, welche ich durch Sten zu erdulden hatte, mir bezeigte.

Es war einige Tage nach meines Bruders Heimkehr von S. — Meine Mutter hatte für ihn Alles aufgetischt, was Küche und Speisekammer vermochte, und ihr sonst hartes Antlitz erglänzte von Freude, wenn sie auf den schönen, stattlichen Sohn blickte.

Thora und ich, wir waren zu dem an der Kommministerswohnung vorbeiziehenden Flüßchen hinuntergegangen, um auf demselben eine Fahrt im Boote zu machen.

Ich war damit beschäftigt, das etwas gebrechliche Fahrzeug auszuschöpfen, während ich mich gegen Thora darüber ausließ, wie gewaltig sich Sten in die Brust werfe, und wie „hochnasig" er sich beim Mittagstisch benommen habe, als er äußerte, Thora und ich müßten noch tüchtig „gehobelt" werden, um Lebensart zu bekommen.

Thora theilte meine Ansicht und behauptete, Sten wolle nur sich wichtig machen und den „forschen Kerl" spielen. Sie glaubte vorauszusehen, daß wir jetzt wie immer manche heiße und schwere Stunde bekommen würden.

„Die Tante," sagte Thora, „will nichts Anderes als was Sten will, und der Onkel nichts, als was die Tante, so wird Sten Alles in Allem und macht den Herrn im Hause, und ihm werden wir jetzt zu gehorchen haben."

„Gehorchen," schrie ich, warf die Schöpfkelle von mir, sprang aus dem Boote und hielt meine Faust Thora unter die Nase; „nein, daraus wird nichts. Er soll es nur wagen, mir etwas zu befehlen, dann will ich ihm die hier zeigen" — ich schüttelte

meine geballte Hand — „und ihn ersuchen, einmal daran zu riechen."

„Ach, lieber Georg, Du wirst doch gezwungen, nachzugeben, denn Sten ist stärker, und da scheint mir, es hilfts zu Nichts, ungehorsam zu sein," meinte Thora ganz kleinvernünftig.

„Du glaubst vielleicht, Du, ich sei ein kleiner Wicht; aber Du irrst dich; ich bin jetzt groß und stark geworden und werde Sten lehren, daß er nicht das Recht hat, über mich zu befehlen."

In demselben Augenblick, da ich diese Worte aussprach, gewahrte ich Sten, welcher gegen den Strand herunter kam.

„Sieh, sieh, Georg, sei jetzt still," bat Thora, und ihre Miene verrieth die Angst ihres Herzens. „Begehre jetzt nicht auf, wenn Sten etwas sagt; das führt ja doch nur zu Zank und Widerwärtigkeit."

Ich gab keine Antwort auf diese Warnung, sondern kehrte zu dem Boot zurück und begann jetzt wieder mit dem Ausschöpfen, während ich von Zeit zu Zeit herausfordernde Blicke meinem herannahenden Bruder zuwarf.

Für den Augenblick hatte ich blos einen Wunsch, nämlich Sten möchte etwas sagen, wodurch ich Gelegenheit bekäme, mich zu widersetzen und den Beweis zu liefern, wie wenig ich mich um den Unterdrücker meiner Kindheit kümmerte.

Als Sten am Strande angelangt war, warf er sich in das Gras nieder, indem er mir zurief:

„Was machst Du in dem Boot?"

„Das siehst Du ja," antwortete ich in sehr mannhaftem Ton und schüttete das Wasser mit solcher Gewalt aus dem Boote, daß es rings herum spritzte.

Du legst sogleich deine Schöpfkelle hinweg und kommst hieher," befahl Sten. „Du wirst in den Stall hinaufgehen und sagen, man solle das Chaischen anspannen."

„Hast Du mich fliegen sehen?" sagte ich und fuhr in meiner Arbeit fort.

Sten machte eine Bewegung, als ob er sich aufrichten wollte, aber Thora ging auf ihn zu und sagte mit ihrem schüchternen und freundlichen Lächeln:

„Ich kann ja wegen des Anspannens das Nöthige sagen, so mag Georg dann das Boot vollends in Ordnung setzen."

Sten schielte Thora an.

„Nein, Georg geht in den Stall; Du springst hinauf und holst mein Cigarren-Etui; aber beeile Dich, sonst will ich Dir Füße machen."

In der Minute war Thora auf dem Weg, aber gleichzeitig rief ich:

„Wenn Du dich von der Stelle zu rühren wagst, Thora, so hast Du es mit mir zu thun. Sten kann sich seine Cigarren selbst holen, und Du kommst blos hieher und begleitest mich auf den Fluß hinaus."

Thora blieb stehen und blickte bald auf mich, bald auf Sten. Mit den Fäusten des letztern hatte sie gerade noch nicht Bekanntschaft gemacht, aber desto mehr mit den meinigen.

„Wird's bald, Thora, steig in das Boot!" kommandirte ich und machte das Fahrzeug los. Aber jetzt war es mit Stens Geduld zu Ende. Er erhob sich und packte mich am Kragen.

„Was zum Teufel, Junge, hast Du den Verstand verloren?" schrie er, „oder willst Du den Stecken kosten? Aus der Bootfahrt wird nichts. Thora geht sogleich nach den Cigarren, und Du machst dich nach dem Stalle auf...."

Sten hob den Stock in die Höhe; aber ich gab ihm einen kräftigen Schlag ins Gesicht und schrie in voller Raserei:

„Nein, nein, damit ist's jetzt aus, daß ich Botendienste für Dich versehe oder mir etwas von Dir befehlen lasse."

Der Kampf zwischen einem zweiundzwanzigjährigen kraftvollen Jüngling und einem zwölfjährigen Knaben konnte nicht wohl anders als auf eine Art endigen, und diese war, daß der letztere eine gründliche Tracht Prügel bekam.

Wahr ist indessen, daß ich gleichfalls wacker um mich schlug; aber ich hatte keine andere Vertheidigungswaffe, als meine geballten Fäuste, während Sten im Besitz eines tüchtigen Stockes war, mit welchem er in nachdrücklichster Weise auf mich losschlug, so daß ich zuletzt gänzlich unvermögend, irgend einen Widerstand zu leisten, da lag.

Thora, welche die Bataille mitangesehen hatte, brach zuerst in Thränen und Bitten aus; aber da dieß nichts half, begann sie aus vollem Halse zu schreien.

Das Geschrei bahnte sich den Weg zu dem Wohnhause. Bei dem letzten Stockstreich, den mir Sten gab, vernahm ich trotz des physischen Schmerzes, welcher mir beinahe die Besinnung raubte, aus dem Munde meiner Mutter die Worte:

„Was ins Himmels Namen ist das wieder für ein Wesen, das Du da treibst, Georg?"

„Sten ist es, der Georg fast todt geschlagen hat," schluchzte Thora.

„Er ihn geschlagen?" fiel eine andere Stimme ein, in welcher ich die meines Vaters erkannte.

Ich versuchte mich aufzurichten, aber es wollte mir nicht gelingen. Ich fühlte mich an allen Gliedern wie zermalmt.

„Ja, ich habe Georg Streiche gegeben, weil er naseweis ist," antwortete Sten und faßte mich am Kragen, um mir auf die Beine zu helfen. — „Ich will Papa nur sagen," fuhr er fort, „daß Georg gründlich verzogen ist, und wenn das so fortgeht, so wird aus ihm nichts Anderes als ein Galgenvogel."

Ich stand nun wieder auf den Beinen, und ungeachtet es mir war, als ob die Knochen entzweigeschlagen und der Rücken in lauter Fetzen verwandelt worden, behielt ich doch meine aufrechte Stellung bei und zwang die Thränen zurück, welche der Schmerz mir auspressen wollte.

Ich blickte meine Mutter fest an, um herauszubringen, welchen Eindruck Stens Benehmen auf sie gemacht hätte.

Es war einer von jenen Augenblicken im Leben, welche, obwohl an sich unbedeutend, dennoch einen großen Einfluß auf die Richtung unserer Gefühle ausüben. Ein einziges Wort der Mißbilligung von Stens Verfahren hätte mich dazu gebracht, alle ihre Strenge und Ungerechtigkeit zu vergessen; aber dieses Wort sollte nicht über ihre Lippen gehen.

Sie schaute mich mit einer zornigen Miene an und sagte, zu meinem Vater gewendet:

„Da hörst Du nun selbst, lieber Sehlberg, wie ungeberdig

und verdorben der Junge ist, und Du mußt jetzt einsehen, daß ich recht habe, wenn ich ihn streng halte. Ja, ich habe immerdar gefürchtet, daß ein Angstkind aus ihm wird, und daß wir nur Kummer und Schande von ihm bekommen werden."

Meine arme Mutter ahnte nicht, wie ihre Worte mir in die Seele brannten. Sie verursachten bei mir einen so heftigen Schmerz und Zorn, daß ich des körperlichen Weh's völlig vergaß.

„Aber, aber," stammelte mein Vater, „ich möchte doch gern wissen, was Georg eigentlich gethan hat, denn .... denn .... daß er unartig gewesen, wird dadurch noch nicht bewiesen .... daß .... daß .... Sten ihn geschlagen hat."

„Glaubst Du denn, Sten werde Georg nur anrühren, ohne daß derselbe Streiche verdient hat?" fiel meine Mutter hitzig ein. — „Sten ist immer verträglich gegen Georg gewesen und hat sich so viel von ihm gefallen lassen, daß es recht weit gekommen sein mußte, bevor er seinem jüngern Bruder eine Zurechtweisung gab."

Bei diesen Worten hatte ich ein Gefühl, als sollte ich in tausend Stücke auseinanderfliegen.

Das war der Gipfel der Parteilichkeit, und was noch schlimmer, es widersprach ganz und gar der Wahrheit.

Ich fand mich auch sofort veranlaßt, gegen diese Behauptung Widerspruch einzulegen und ließ jetzt all dem Verdruß, welcher meine Brust erfüllte, freien Lauf. Ich redete mit bebender Stimme und unter der gewaltsamsten Anstrengung, die Thränen zurückzuhalten.

Sten und meine Mutter überschrieen mich indessen, und mein gutmüthiger Vater sah aus, als ob er in ein Wespennest gerathen wäre. Die Schilderung meiner Leiden wurde jedoch durch ein paar Ohrfeigen unterbrochen, welche durch meine Mutter ausgetheilt und von dem Befehl begleitet waren, ich sollte sogleich auf mein Zimmer gehen und mich nicht unterstehen, dasselbe zu verlassen, ehe sie mir hiezu Erlaubniß geben würde.

Wahnsinnig über diese neue Ungerechtigkeit, begab ich mich in das Wohnhaus und es kam mir in meinem kindlichen Zorn

vor, als ob alle Zuneigung zu meiner Mutter erstickt wäre und ich ihr nie mehr verzeihen könnte, was sie gethan hatte.

Ich schloß mich ein und in der Einsamkeit überließ ich mich meinem Kummer.

Gegen Abend klopfte Jemand an die Thüre. Ich that, als höre ich es nicht. — Es klopfte von Neuem, zwei und drei Mal, ohne daß ich mich vom Flecke rührte. Endlich rief Jemand ganz leise:

„Georg, bist Du drinnen?"

Es war mein Vater.

Einen Augenblick überlegte ich, ob es sich der Mühe verlohne, den Riegel zurückzuschieben. Es dünkte mir, es sei unter meiner Würde, als derjenige, dem Unrecht geschehen, meinen Vater hereinzulassen; in der nächsten Minute hatte ich jedoch geöffnet, und er steckte den Kopf herein, indem er sagte:

„Komm zu mir herein."

Langsamen Schrittes folgte ich ihm.

„Kannst Du morgen früh um vier Uhr auf sein?" fragte er flüsternd und schaute rings um sich, als ob er fürchtete, es möchte Jemand ihn hören.

„Ja wohl," lautete meine Antwort, welche in nicht sehr freundlichem Tone gegeben wurde.

„In diesem Fall sollst Du mich nach S. begleiten; aber Du brauchst weder deiner Mutter noch deinem Bruder etwas davon zu sagen. — So, jetzt kannst Du gehen. Morgen früh um vier Uhr reisen wir."

Ich öffnete den Mund, um eine Frage zu machen, aber dabei ging die Thüre auf, und meine Mutter trat ein. Ihr Anblick bewirkte, daß ich hinwegeilte, ohne ein Wort zu sagen.

Am andern Morgen, schlag vier Uhr, während Alles in der Komministerswohnung noch schlief, fuhren wir, ich und mein Vater, in dem grünangestrichenen Chaischen auf der Straße nach S. dahin, ich ohne eine Ahnung davon, daß ich nicht so bald wieder in die Heimath zurückkehren sollte.

II.

Die Stadt S. ist weder besser noch schlechter, als alle kleinen Städte. Sie besaß damals eine Schule und ein Gymnasium.

Ich hatte in meinem ganzen zwölfjährigen Leben noch niemals die Thore irgend einer Stadt überschritten. Es war somit etwas recht Merkwürdiges für mich, als wir in S. anlangten und durch die Straßen hinfuhren, wo die Häuser Reihe an Reihe auf beiden Seiten standen, als ob sie einander bewachten. Ich gaffte auch alle diese Herrlichkeit mit weit aufgerissenen Augen und offenem Munde an.

Wir kutschirten quer durch die ganze Stadt. Vor einem kleinen Hause am Ende derselben angekommen, fuhr mein Vater durch ein Thor ein und hielt in dem Hofraume.

Es war um die Mittagszeit.

„Nun, mein Junge, sind wir zur Stelle," sagte er und reichte mir Zügel und Peitsche, während er die mühevolle Arbeit, aus der Chaise herabzuklettern, unternahm — etwas das in Anbetracht seiner Körpermasse nicht sehr leicht ging. Er war auch noch nicht weiter damit gekommen, als den einen Fuß auf den Kutschentritt zu setzen, als eine ältere Weibsperson, mit einer großen, weißen Schürze angethan, aus dem kleinen, rothen Hause herausgesetzt kam und ausrief:

„Ach, Herr Gott! ist da der Pastor? Nun, was wird die Frau für eine Freude haben, wenn sie heimkehrt! Kann ich helfen? Stützen Sie sich auf meine Achsel, so geht es besser. Was ist das für ein Kutscher, den der Pastor sich beigesellt hat? Ein schöner Junge, wahrhaftig! Vielleicht ist es des Pastors Eigener? Ei, der Sten, daß der, als er hier war und Abschied nahm, nicht ein Wort davon sagte, der Pastor würde in die Stadt kommen. Er weiß doch niemals weder aus noch ein, und das sage ich gerade heraus, wenn der Herr Pastor ihn nicht fest in der Zucht hält, so wird niemals etwas aus demselben. Nein,

er wird ein completer Lump, wenn er so fortmacht, wie er angefangen hat. — So, mein Junge, herunter mit dir. Dann werde ich Hand an das Pferd legen."

„Danke, danke, liebe Lotte," pustete mein Vater, welcher glücklich und wohlbehalten jetzt auf dem Boden angelangt, und für welchen die Aufgabe, dieß zu bewerkstelligen, mit solcher Anstrengung verknüpft gewesen war, daß er den Wortstrom von Jungfer Lotte nicht vernommen, oder wenigstens nicht beantwortet hatte. Nach mir streckte Lotte ohne alle Umstände die Hände aus, um mich aus der Chaise zu heben; aber bei meinem entschiedenen Begehren, jedem Eingriff in meine persönliche Freiheit mich zu widersetzen, machte ich einen Sprung, so daß ich beinahe auf dem Boden war, ehe sie Zeit gefunden hatte, ihren Entschluß, mir zu helfen, in Vollzug zu bringen.

„Der Junge thut ja, als ob er auf und davon fliegen wollte," ließ sich Lotte vernehmen; „ich will meine beste Schürze wetten, es ist des Pastors jüngster Sohn, denn die Kinder desselben haben immer etwas wie Pulver im Leibe gehabt, ein Erbtheil von der Mutter, natürlich. — Will der Herr Pastor die Güte haben und eintreten; ich werde sogleich nachkommen."

„Laß uns hineingehen, Georg," sagte mein Vater, indem er auf die saubere, reingescheuerte Hausflur zuwankte.

Lotte war bereits mit der Komministers-Equipage einer Art von Stallgebäude zugefahren.

Von der weiten, geräumigen, mit feinem Sand und gehackten Tannenreisern bestreuten Hausflur, wo der Boden so weiß und rein sich zeigte, als ob noch keines Menschen Fuß darauf getreten wäre, traten wir in ein großes Zimmer, welches mir wie das prachtvollste Gemach vorkam. Etwas dergleichen hatte weder das Probst-, noch das Herrenhaus aufzuweisen.

Die Stühle waren mit einem dunkelrothen, großblumigen Zeug, der wie Seide aussah, überzogen; auch befanden sich daselbst ein großes Piano, welches wie ein langer Keil aussah, ein schöner Bücherschrank mit vergoldeten Bücherrücken, und Gemälde, Bilder und Spiegel, wohin man blickte.

Ich war von tiefster Verwunderung über alle diese Herr-

lichkeiten ergriffen und deßhalb an der Thüre stehen geblieben, indem ich die Betrachtung anstellte, daß wir, der liebe Papa in seinem staubigen Kamelotmantel, und ich mit meinen doppelsohligen Halbstiefeln und meinen Kleidern von grobem, daheim gewobenen Zeuge in diese Wohnung nicht recht paßten.

Meine Verlegenheit dauerte indessen nicht lang, denn im nächsten Augenblick ging die Thüre auf und Lotte kam herein und bemächtigte sich des Kamelotmantels von meinem Vater mit den Worten:

„Ich will den da nehmen und in das Gastzimmer hinauftragen, sonst bestäubt mir der Pastor Alles damit; und Du, mein Junge, gehst in den Hof hinaus und bürstest dir gleichfalls den Staub von der Straße ab. Es ist doch des Pastors Sohn?"

„Ja, ganz richtig, es ist mein jüngstes Kind. — Georg, geh und thue, was Lotte sagt, denn Du mußt wissen, daß man hier bei sich sehr auf Sauberkeit hält. Ja wohl, Lotte duldet nicht ein einziges Stäubchen."

Jetzt lachte mein Vater, und ich eilte hinaus auf den Hof, wo ich vermittelst einer Bürste, welche Lotte mir übergeben hatte, einen großen Abstäubungsproceß an mir vornahm.

Gerade als ich damit fertig war, kam eine Frau auf den Hof hereingeschritten. Ich stürzte zu meinem Vater hinein, welcher sich auf einem Sopha in dem eleganten Zimmer niedergelassen hatte. Die Dame folgte mir auf den Fersen und trat fast mit mir über die Schwelle.

Bei ihrem Anblick erhob sich mein Vater und eilte ihr mit offenen Armen entgegen, indem er ausrief:

„Da bin ich nun wieder, liebe Schwester, und es freut mich wahrhaft, dein mildes, hübsches Angesicht wieder zu sehen."

Es war somit meine Muhme — Tante Emilia, wie Sten sie nannte, und über welche meine Mutter sich stets mit einer gewissen Bitterkeit äußerte.

Nachdem Bruder und Schwester einander geküßt hatten, wurde ich vorgestellt.

„Willkommen, Georg," sagte Emilia freundlich, indem sie

mir auf den Kopf tätschelte. „Du und ich, wir sind ganz neue Bekanntschaften für einander; aber, mein Kind, wem in aller Welt siehst Du gleich? Weder Mutter, noch Vater oder Bruder."

„Nun, dann gleiche ich wohl der Tante," antwortete ich mit meiner gewöhnlichen Unerschrockenheit.

Alle Blödigkeit, die ich empfunden hatte, war nun verschwunden, und es kam mir vor, als brauche ich vor meines Vaters Schwester nicht im Mindesten verlegen zu sein, obwohl sie in keiner Hinsicht dem Bilde entsprach, welches ich mir von Tante Emilia gemacht hatte.

Wenn meine Mutter und Sten von ihr redeten, war vor meiner Einbildung immer eine lange, hagere Weibsperson von fünfzig bis sechszig Jahren gestanden, mit einer scharfen, gekrümmten Nase, nur zwei Zähnen, kleinen Augen und einer silbernen Schnupftabacksdose zwischen ihren langen, dürren Fingern — mit einem Wort, etwas das mich an die Frau des Küsters erinnerte, welche meiner Meinung nach ganz wie eine Hexe aussah.

Die Person, welche ich nun vor mir hatte, glich in keiner Beziehung diesem Portrait. Sie war eine kleine Dame von etlichen zwanzig Jahren, ausgezeichnet gut gewachsen, mit ein paar großen, schönen, blauen Augen, schwarzbraunem, lockigem Haare, blendend weißen Zähnen, einem Munde, wie eine Rosenknospe, und einer Gesichtsfarbe, so blühend, daß sie nichts zu wünschen übrig ließ.

Sie bewegte sich lebhaft, lachte, plauderte und hatte in ihrem ganzen Wesen so viele Aehnlichkeit mit einem jungen Mädchen, daß man fast unmöglich glauben konnte, sie sei verheirathet gewesen und auch schon in den Wittwenstand versetzt worden.

Nachdem sie über meinen Einfall, daß ich ihr gleich sehen müsse, gelacht und ihrem Bruder noch freundlich auf die Schulter geklopft hatte, ging sie ab, um wegen des Mittagessens Anweisung zu geben, und führte uns zugleich in ein kleines Kabinet neben dem großen Gemache.

„Die Tante gefällt mir recht wohl," dachte ich bei mir selbst

und konnte nicht ablassen, mir ihr schönes Angesicht zu betrachten.

Gewiß würde die heitere Frau sich stolz darauf gefühlt haben, einen solchen Eindruck auf mich gemacht zu haben, wenn sie in meinem Herzen hätte lesen können, denn selten im Leben sind unsere Empfindungen und Urtheile so unverfälscht, wie in unseren Kinderjahren.

Das Mittagsmahl wurde eingenommen, während dessen Tante Emilia in ihrer heitern und ungezwungenen Weise mit Macht auf die erforderliche Ruhe beim Essen hielt. Sie und ich, wir wurden förmlich gute Freunde.

Lotte hatte, während wir aßen, zwei Aufgaben, welche Zeit und Gedanken bei ihr in Anspruch nahmen; die eine war, darüber zu wachen, daß ich keine Brodkrumen auf den Boden fallen ließ; die andere, Papa zu warnen, daß er nicht durch Unachtsamkeit das Tafeltuch beschmutzte.

Meines Vaters größter Genuß war ein guter Tisch — etwas, wovon sich Lotte wahrscheinlich Kenntniß verschafft hatte, denn das Mahl war lecker, und er hatte in Folge davon eine sehr frohe Stunde. Als das Essen vorüber war, begann er auch an die Veranlassung zu seinem Besuch in S. zu denken und sprach den Wunsch aus, mit Schwester Emilia unter vier Augen zu sprechen.

Es war eine lange Konferenz. Ich erhielt inzwischen Erlaubniß von Lotte, in den Garten hinabzugehen und mich daselbst umzusehen, bekam aber die Vorschrift auf den Weg, an den Rabatten nichts zu verderben, keine von den Blumen zu berühren und überhaupt nirgends einen Schaden anzurichten.

Gehorsam war, wie schon oben erwähnt worden, nicht meine schwache Seite; auch fühlte ich mich ganz und gar nicht geneigt, fein sittsam in den Wegen auf- und abzuspazieren, sondern ich rannte hin und her, fuhr wie ein wildes Füllen in den Lauben und Boskets herum, jedoch nicht ohne an den sauber gehaltenen Wegen etwas zu verderben, welche jetzt aussahen, als ob ein ganzes Kavallerieregiment in denselben herum galoppirt wäre.

Als die Unterredung zwischen dem Vater und der Tante zu Ende war, wurde ich von Lotte hinaufgerufen, welche jedoch nicht Zeit hatte, davon Notiz zu nehmen, wie ich mich in dem kleinen Blumenreich aufgeführt hatte.

Mein Vater, Tante Emilia und ich begaben uns nun in die Stadt. Der erstere hatte einige Einkäufe zu machen, wobei ihm die Tante behülflich sein sollte, und ich durfte mitgehen, um mich an Ort und Stelle zu orientiren.

Am folgenden Morgen sollte der Vater die Rückreise nach Haus antreten.

„Mein lieber Georg," äußerte er mit einer gewissen Feierlichkeit, „ich gehe nun wieder heim, aber Du bleibst bei Tante Emilia; und merke dir wohl, daß Du ihr Folgsamkeit und Gehorsam schuldig bist. — Schon in einigen Tagen beginnst Du den Privatunterricht bei Magister D., so daß Du bei Eröffnung des Herbstkursus in Sekunda vorrücken kannst."

„Weiß Mama davon?" fragte ich, bei mir überlegend, ob ich über dieses Arrangement erfreut oder mißvergnügt sein sollte.

Obwohl ich mich nicht erinnern konnte, daß mein Wille jemals etwas gegolten oder bei Bestimmung dessen, was geschehen sollte, einen Einfluß gehabt hätte, war es mir doch zur Gewohnheit geworden, bei jedem Beschluß meiner Eltern die Entscheidung der Sache mir selbst beizumessen, als ob meine Stimme von irgend einem Gewicht dabei gewesen wäre.

„Deine Mutter wird es erfahren, wenn ich heimkomme," antwortete mein Vater.

„Ist nicht sie es, welche gewollt hat, daß ich hier bleibe?"

„Nein, ich bin es einzig und allein, welcher es also beschlossen hat."

„In diesem Fall werde ich wohl bleiben," sagte ich.

Tante Emilia brach in ein herzliches Gelächter aus und meinte, ich wäre ein ganz kurzweiliger, loser Balg, der schon das Wort führe, als ob er in reifem Alter stände.

Ich sah meines Vaters Chaischen fortrollen, ohne irgend etwas wie Sehnsucht oder Heimweh zu empfinden. Ich stellte mir vor, es würde sich recht lustig machen, in S. bleiben zu

dürfen; und Tante Emilia stand bereits bei mir in hoher Gunst. Außerdem dachte ich mit Freuden daran, wie es Sten jetzt nicht mehr möglich wäre, bei mir den Zuchtmeister zu spielen, und wie meine Mutter in Erstaunen gerathen würde, wenn mein Vater ganz allein nach Hause zurückkehrte. Thora kam mir jetzt nicht in den Sinn. Sie war für den Augenblick vergessen.

Als mein Vater abgereist war, äußerte Lotte, zu ihrer Herrin gewendet:

„Wie lang wird der Junge hier bleiben?"

„Das ist unbestimmt," lautete die Antwort der Tante, worauf sie mich bei der Hand nahm und mit mir in den Garten hinabging.

III.

Man hatte mich in einem kleinen, hübschen Zimmer zur Linken von dem Salon einquartirt.

Ich hatte die ganze Nacht vortrefflich geschlafen und die Sonne stand schon hoch am Himmel, als ich bei dem Laute zweier im Gespräche begriffener Stimmen erwachte.

Die eine äußerte sich mit großer Heftigkeit.

„Ich bin gar nicht dafür, daß er bleibt," äußerte sie. Glaubt denn die Frau, ich wolle einen Jungen hier haben, welcher das Oberste zu unterst kehrt, so daß man niemals etwas sauber halten kann? Daraus, daß er hier wohne, wird ebenso wenig, als damals, wo es sich gleichfalls darum handelte, Sten hier ins Haus zu nehmen. Es ist nicht der Mühe werth, mit mir von der Sache zu reden; ich lasse mich nicht erweichen."

„Hast Du jetzt genug protestirt?" fragte eine milde Frauenstimme. „Glaubst Du wirklich, Lotte, ich kümmere mich darum, was Du in einer Sache wie diese willst oder nicht willst? Nein! meine liebe Alte, hier habe einzig und allein ich zu befehlen. Meines Bruders jüngster Sohn bleibt während der Dauer seiner

Schulzeit hier; aber denke dir, damit ist es nicht einmal aus. Im Herbste nehme ich noch ....."

„Des Pastors ganze Familie auf, möchte ich fast glauben. Wir werden uns noch ruiniren, um der ganzen Verwandtschaft aufzuhelfen," schrie Lotte. „Ich halte viel auf den Pastor, aber will darum ihn und seine Kinder nicht auf dem Halse haben, und ich sage der Frau, das darf nicht geschehen."

Die Antwort darauf war ein so herzliches Lachen, daß ich mich versucht fühlte, in dasselbe einzustimmen; aber, wiewohl noch ein Kind, war ich von dem Inhalt des Gesprächs allzu sehr interessirt, als daß ich mich einer unpassenden Munterkeit überlassen hätte.

Als die Tante zu lachen aufgehört hatte, gab sie die Erklärung, mit Eintritt des Herbstes würde auch ihres verstorbenen Bruders Tochter Thora zu ihr kommen, weil der Pastor nicht die Mittel hätte, dem Mädchen eine Erziehung angedeihen zu lassen, und setzte hinzu, Lotte könnte sich eine Magd anschaffen, im Fall sie der Meinung wäre, es gäbe dann allzu viel für sie zu thun; sie, die Tante, wolle jetzt nicht weiter von der Sache geredet haben.

„Aber das ist ja eine wahre Narrheit, welche die Frau sich beigehen läßt," fuhr Lotte heraus, „und ...."

„Es ist nicht der Mühe werth, noch Worte zu machen," unterbrach die Tante sie; „Du weißt, daß all dein Pulver vergeblich verschossen wird, wenn Du mich von einem Entschluß abzubringen versuchst, der bereits bei mir feststeht. Es bleibt somit bei dem, was ich gesagt habe, und nun, du unerträgliche Zänkerin, wollen wir für dieses Mal Frieden schließen. Ich werde jetzt hineingehen und den Knaben wecken. Apropos, schicke doch nach dem Schneider Blomquist, denn ich will den hübschen Jungen nicht in den schrecklichen Kleidern, welche er mit sich gebracht hat, herumgehen lassen."

Die Thüre ging auf und Tante Emilia trat ein. Ich zog die Decke bis über die Ohren herauf; aber dieß hinderte sie nicht, an mein Bett heranzutreten; sie strich mir das Haar aus der

Stirne, klopfte mich auf die Wange und fragte mich, ob ich geneigt wäre, aufzustehen.

Die kleine, weiche Hand fühlte sich so lind an. — Es war etwas so Ungewöhnliches, so ganz Besonderes, mir auf solche Weise geschmeichelt zu sehen, daß mein Kinderherz schneller zu schlagen begann, als sonst der Fall gewesen. Ich dachte unwillkürlich:

„Herr Gott, wenn sie meine Mutter wäre!"

IV.

Mit unglaublicher Geschwindigkeit entwickelte sich die leidenschaftliche Zuneigung, welche ich für meine Tante faßte, und welche vor meiner Seele als eine jener wenigen Erinnerungen stehen blieb, die für mich stets einen unverminderten Werth behalten haben.

Noch heutigen Tages, wenn ich an sie zurückdenke, erfüllt sich mein Herz mit Wehmuth.

Ich hatte ein Alter von zwölf Jahren erreicht, ohne daß ich an irgend einen Menschen mit wirklicher Zärtlichkeit gefesselt worden wäre. Die Anhänglichkeit, welche ich zu meinem Vater hegte, war nicht von tieferer Natur, sondern nur ein unbestimmter Instinkt.

Mit meiner Mutter und meinem Bruder war ich — unrecht genug, immer auf einem feindlichen Fuße gestanden, und Thora hatte sich in allzu großer Abhängigkeit von meinen Launen und meinem knabenhaften Despotismus befunden, als daß ich mich sonderlich von ihr angezogen fühlen konnte.

Ich kam somit aus einer Heimath, wo der Mangel an Herzlichkeit mein Gemüth so sehr verhärtet hatte, daß ich auf gutem Wege war, zu einem Egoisten zu werden, und wurde nunmehr in eine Wohnstätte versetzt, wo eine milde, schöne und liebenswürdige Frau selbst der Luft, welche man einathmete, etwas von der Herzenswärme, die sie besaß, mittheilte.

Niemals ging ein hartes Wort über ihre Lippen, und schon von Anfang an umfaßte sie mich mit solcher Zärtlichkeit und Güte, daß sie dadurch meine schlimmere Natur gleichsam paralysirte. — Ihre Macht über mich war auch schon nach der ersten Woche so groß, daß ich Alles, was ihr angenehm sein mochte, zu errathen suchte, um nur desto eher das, was ihr Mißbehagen verursachen konnte, fern zu halten.

Meine Anhänglichkeit wuchs mit jedem Tage; aber zugleich gewann auch ein anderes Gefühl an Stärke, welches meinem zwölfjährigen Herzen gar manchen bittern Schmerz verursachen sollte. Dieß war ein gründlicher Neid auf jegliches Wesen, das sich rühmen konnte, daß Tante Emilia ihm irgend einiges Interesse oder Wohlwollen erzeigte.

Die glücklichsten Augenblicke waren für mich diejenigen, wenn sie, nachdem ich von dem Lehrer, bei welchem ich Privatunterricht hatte, zurückgekehrt war, mir bei meinen Aufgaben half oder sich mit mir etwas im Garten zu schaffen machte. Dabei unterhielt sie sich mit mir, sprach von meiner Zukunft, horchte auf meine kindischen Träume und wußte mitten unter ihre heitern Scherze Worte des Ernstes niederzulegen, welche in meinem Gedächtnisse sich erhielten und dereinst Frucht tragen sollten.

Die bittersten Augenblicke waren dagegen diejenigen, wenn Jemand von Emilia's Freunden oder Freundinnen sich bei ihr einfand, oder sie selbst auswärts einen Besuch machte.

Wenn sie, wie es oft bei solchen Gelegenheiten vorkam, im Vorbeigehen einen Blick auf mich warf, so pflegte sie mich auf die Wange zu klopfen und mit aller Freundlichkeit zu fragen:

„Wie steht es, mein Junge? Du siehst nicht sehr heiter aus. Die Freude ist für dein Alter. Warum spielst Du nicht mit andern Kindern?"

Mir war es dann, als sollte die Erde mich verschlingen, als ob ihre Worte mir in die Seele brennen, und die kleine Hand, welche meine Wangen streichelte, mir bis ins Innere wehthun müßte. Ich wäre gern auf und davon gerannt, aber ich blieb stehen, aus Furcht, ihr Mißvergnügen zu erregen.

Unter den Personen, auf welche mein Neid insbesondere gerichtet war, befanden sich eine Frau Broberg, welche für Tante Emilia's beste Freundin angesehen werden konnte, und ein Kapitän Steinborg, welchem die Tante vor allen den Männern, die sich um sie zu schaffen machten, einen bestimmten Vorzug einräumte. Ich verabscheute den Kapitän und haßte Frau Broberg.

Wäre es in meiner Macht gestanden, den jungen, schönen Kriegsmann in einen recht abschreckenden Unhold zu verwandeln, ich würde es gethan haben.

Meine Liebe und Achtung gegenüber von Tante Emilia waren indessen so groß, daß ich nur ein einziges Mal dem, was mein Herz empfand, Luft machte.

Es war ein schöner Sommernachmittag.

Ich hatte bis dahin sechs Wochen im Hause der Tante zugebracht.

Sie, Madame Broberg und ein paar andere Frauen mit ihren Männern und Kapitän Steinborg machten einen Spaziergang vor das Thor hinaus, nach einem durch seine Naturschönheit bekannten Punkte, wo man ein Souper einnehmen wollte. Körbe mit Speisevorräthen waren zu diesem Zweck vorausgeschickt worden.

Dieser gesellige Ausflug war mir sogleich zuwider, ungeachtet die Tante ausdrücklich mit Rücksicht auf mich ein paar Knaben meines Alters mit eingeladen hatte. Was kümmerte ich mich um diese, da Kapitän Steinborg unterwegs immer der Tante zur Seite ging und sie mir auch nicht ein einziges Mal so viel als nur einen freundlichen Blick schenkte.

Kinder machen im Allgemeinen große Ansprüche und legen sich eine viel größere Bedeutung als ältere Personen bei.

Ich fand auch das Benehmen der Tante im höchsten Grade tadelnswerth und entwarf in meinem Kopf einen Plan nach dem andern, auf welche Weise ich dem Kapitän irgend einen Schabernack spielen könnte.

Auf dem ganzen Wege war ich mürrisch und nicht geneigt, an den Spielen der Knaben Antheil zu nehmen. Als wir an

der Stelle angekommen waren, wo man zu soupiren beschlossen hatte, änderte ich plötzlich mein Benehmen und begann mit den andern Kameraden herumzuspringen. Wir spielten den Bock und machten Purzelbäume, und dabei mußte ich es immer so anzustellen, daß ich dem Kapitän einen oder den andern Stoß versetzte, so daß er sich immer auf die Seite flüchten mußte. Er warf mir dabei zornige Blicke zu und Tante Emilia sagte ein paar Mal:

„Mein lieber Georg, das geht nicht an, daß Du dich so wild herumtreibst; sieh dich doch vor!"

Niemals hatte sie sich bis jetzt in einem so strengen und mißbilligenden Tone geäußert, niemals mich so mißvergnügt angesehen. Ich glaubte bestimmt, wenn ich dem Drang meines Innern hätte folgen dürfen, ich würde den Kapitän erwürgt haben, da er schuld daran war, daß sie mir eine solche Zurechtweisung zukommen ließ.

Man war gerade im Begriff, nach dem Souper abzudecken, und die kleine Gesellschaft hatte sich an das Ufer eines kleinen Landsee's hinunterbegeben, wo man sich niederließ, um mit einander zu plaudern, als die Tante und der Kapitän sich vornahmen, längs desselben noch einen Gang zu machen. Sie waren in einem lebhaften Gespräche begriffen.

Das war mehr, als ich ertragen konnte.

Ich schlug den Kameraden ein Wettrennen vor.

Ich befand mich in der Mitte, als wir zu diesem Zweck uns aufstellten.

Wir mußten, um das von mir bestimmte Ziel zu erreichen, an dem Kapitän und der Tante vorbei.

Die beiden Flügelmänner bogen ihrerseits von denselben ab; aber ich war keineswegs gesonnen, einen Umweg zu machen, sondern stürzte in wilder Hast vorwärts, um mich zwischen jenen einzukeilen und sie somit auseinander zu treiben. Dieß vollführte ich auch so gründlich, daß die Tante zur Rechten, der Kapitän zur Linken geschleudert wurden. Die erstere wurde zu Boden geworfen, aber der letztere taumelte nur einige Schritte weit uud blieb dann stehen.

Meine Absicht war somit ganz und gar vereitelt. Ich hatte darauf gerechnet, daß der Kapitän über den Haufen fallen sollte.

Während ich wie im Sturmwind davon jagte, hörte ich einen Ausruf von der Tante und einen Fluch von dem Kapitän. Der erste hemmte sogleich meine Schritte. Ich blieb stehen, um zu erfahren, wodurch derselbe hervorgerufen worden war, und entdeckte jetzt, wie ungeschickt ich mich benommen hatte.

Die Tante lag auf dem Boden und der Kapitän wankte einen Augenblick, bekam aber hierauf wieder das Gleichgewicht und eilte herzu, um ihr aufzuhelfen. Ich war jedoch bereits an ihrer Seite und rief:

„Tante, gute, geliebte Tante, verzeihe mir!"

„Eine Tracht Prügel ist es, was der wohlbeliebte junge Herr erhalten sollte," äußerte der Kapitän, dunkelroth vor Zorn, und beugte sich zur Erde, um die Tante aufzuheben. Ich hatte jedoch schon ihre Hände gefaßt. Aber sie wurden mir entzogen und sie reichte dieselben dem Kapitän.

„Ich begreife Dich nicht, Georg," bemerkte sie; „noch niemals hast Du dich früher so unschicklich benommen."

Sie wollte einige Schritte vorwärts thun, hinkte aber dabei auf dem einen Fuße.

„Haben Sie eine Verletzung erlitten, Frau Grill?" rief der Kapitän.

„Ich muß mich irgend wie verrenkt haben," antwortete die Tante und blieb stehen. Sie erblaßte vor Schmerz.

„Nein, es ist nicht möglich, daß ich der Tante wehe gethan haben sollte," rief ich und bemächtigte mich einer von ihren Händen.

„Es ist dennoch so, Georg," antwortete sie, „und das muß Dich lehren, ein anderes Mal in deinen Bewegungen vorsichtiger zu sein. — Jetzt, mein Junge, kann ich auf dem einen Fuße nicht stehen."

Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, als ich völlig besinnungslos auf die Bergspitze zustürzte, welche sich über der Wasserfläche erhob. Sehr deutlich stand es nicht vor meinen

Augen, was ich zu thun beabsichtigte; nur so viel wußte ich, daß ich nicht leben wollte, nachdem ich ihr ein Leid zugefügt hatte. In der nächsten Sekunde hatte ich mich in das Wasser gestürzt und hörte noch die Tante in erschrockenem Tone ausrufen:

„Georg!"

Ich war ein guter Schwimmer und hätte also ohne Schwierigkeit mir wieder ans Land helfen können, wenn das mein Wunsch gewesen wäre; aber ich machte nicht eine einzige Bewegung, sondern ließ mich von den kalten Armen der Wogen umschließen. Dieß dauerte jedoch nicht lange, denn ich wurde von einer starken Faust gepackt und über die Wasserfläche emporgehoben. Einige Minuten darauf war ich wieder auf dem Trockenen.

Der Gewinn, welchen ich davon hatte, bestand darin, daß der Kapitän als mein Retter auftrat und daß er gleich mir gründlich durchnäßt war. Der Vortheil von dem ganzen Auftritt neigte sich also auf des Kapitäns Seite. Er sollte wegen seiner entschlossenen und schönen Handlungsweise Dank und Lob einerndten, während ich als ein ungestümer und unlenksamer Junge, der eine Tracht Prügel verdient hatte, angesehen wurde.

Obwohl noch ein Kind, erkannte ich das wohl, und als ich, um das Maaß meiner Demüthigung voll zu machen, den Augen der Tante begegnete, stand darin ein deutlicher Vorwurf zu lesen.

Bei der Wahrnehmung desselben wäre ich bereit gewesen, mich von Neuem in den See zu stürzen; aber statt dessen mußte ich mich ganz prosaisch in einen Bauernhof begeben, welcher eine Strecke davon entfernt lag, um mich meines nassen Kostüms zu entledigen und in einige trockene Lumpen, welche von einem viel jüngern Knaben als ich entlehnt wurden, zu hüllen. Mein Anzug war somit von der Art, daß ich mich genöthigt fand, den Rest des Abends bei den gutmüthigen Bauernleuten zuzubringen. Allerdings tröstete ich mich anfänglich damit, daß der Kapitän dasselbe Schicksal theilen würde, aber nach einigen

Augenblicken sah ich ihn an dem Fenster, wo ich saß, in trockenen Kleidern vorbeigehen.

Wie er diese erhalten hatte, konnte ich mir nicht erklären, und meine Lage wurde wirklich höchst betrübt, als ich etwas später am Abend die Tante ganz munter und vergnügt mit meinem Retter sprechen sah.

Es war eine sehr bittere, aber lehrreiche Lektion, welche mir zu Theil wurde.

Als es endlich zum Aufbruch kommen sollte, hatte der Kapitän für die Tante und mich einen Wagen zur Stelle geschafft.

Meine Gefühle, da ich an ihrer Seite saß, lassen sich nicht beschreiben. Ich wagte sie nicht anzusehen, während es mir sonst die höchste Freude bereitete, ihr schönes, entzückendes Antlitz zu betrachten, und doch hätte ich recht viel darum gegeben, zu erfahren, wie weit ihre Miene die Spuren von Mißvergnügen verrieth. Wenn sie doch nur ein Wort geäußert hätte; aber sie beobachtete auf dem ganzen Wege Stillschweigen.

Ich erkühnte mich nicht, sie anzureden, weil ich fühlte, daß ich mich eines Vergehens schuldig gemacht hatte; aber als wir ganz nahe am Thore waren, faßte ich mir dennoch Muth und blickte sie an. Ich sah das Antlitz im Profil; es war blaß und hatte einen bekümmerten Ausdruck.

Jede Furcht verschwand; ich äußerte mit all der Unruhe, welche mein Herz barg:

„Tante, gute, geliebte Tante, schmerzt Dich dein Fuß sehr arg? — O, Herr Gott, wie bin ich so unglücklich, daß ich Dir weh gethan habe, Tante."

Thränen, die Zeugen jener Schwäche, die ich bereits meiner als eines Masculinums unwürdig erachtete, stürzten unaufhaltsam über meine Wangen und ich stürzte mich auf eine ihrer Hände, welche ich mit Küssen bedeckte.

„Nicht so, Georg," äußerte Emilia mild. „Mein Fuß thut mir nicht weh, sondern ich bin nur betrübt."

„Und ich bin es, der dazu Anlaß gegeben hat!" rief ich voll Verzweiflung.

„Georg, bleibe still sitzen und sei nicht so heftig. — Laß

uns jetzt nicht davon reden, was geschehen ist. Wir fahren jetzt in die Stadt hinein, und ich will nicht, daß die guten Stadtleute Grund bekommen, über mich und meinen unlenksamen Bruderssohn ihre Bemerkungen zu machen."

Im Augenblick waren meine Thränen von den Wangen verschwunden, und ich saß wieder aufrecht da. Ich that mir alle mögliche Gewalt an, um mich des Weinens zu enthalten.

Der Wagen hielt auf unserem Hofe und Lotte kam herausgeeilt. — Als sie meiner ansichtig wurde, wie ich herabsprang, brach sie in ein lautes Gelächter aus.

Man mußte zugeben, daß mein Kostüm sehr lächerlicher Art war. Ich hatte einen dicken grobwollenen Kittel an, ein paar Hosen, die mir kaum über die Kniee reichten, eine Weste, welche mir nur bis auf die Hälfte des Magens herabging, und einen Hemdkragen, welcher sich bis über die Achseln herab erstreckte und von sehr grobem Gewebe war.

„Warum in aller Welt ist Der auf so unsinnige Weise ausstaffirt, und warum kommt ihr zu Wagen an? Ei, du lieber Himmel, wie sieht der Junge aus!" rief Lotte.

Tante Emilia stieg mit einiger Schwierigkeit aus dem Wagen, und Lotte bemerkte jetzt, daß dieselbe hinkte. Dabei nahm deren Gedankengang eine andere Richtung, so daß sie in einem Athem die Tante mit Fragen bestürmte.

Ich zog mich auf mein Zimmer zurück, um allen Nachforschungen von Lotte zu entgehen, das entlehnte Kostüm von mir abzuthun und andere Kleider anzuziehen. Als dieß geschehen war, setzte ich mich hin, um zu horchen, ob nicht irgend ein Laut von der Stimme oder dem Schritt der Tante zu meinem Ohr gelangte. Aber Alles war so ruhig und still, daß sich daraus abnehmen ließ, die Tante sei zur Ruhe gegangen, und zwar ohne noch ein Wort mit mir zu reden oder mir die Möglichkeit zu gewähren, um Entschuldigung zu bitten.

Ich warf mich auf meinen Sopha; die ganze Nacht sollte kein Schlaf in meine Augen kommen.

Es war als hätte ich mit diesem Vorsatz Rache an Tante Emilia nehmen wollen; denn eine eigentliche Reue über das,

was passirt war, fühlte ich nicht; dazu war ich noch allzu aufgeregt.

Der Augustmond schaute so blaß und gleichgiltig in meine Kammer, und die große Pendeluhr im Salon schlug zwölf, als ein Schritt sich vernehmen ließ. Es näherte sich Jemand. Ich blieb unbeweglich. Die Thüre ging auf und eine kleine Frauengestalt trat ein. Sie ging auf das Bett zu; aber in demselben Augenblick richtete ich mich auf. Bei dieser Bewegung drehte sie sich um.

„Bist Du nicht zu Bett gegangen?" fragte sie.

„Ich konnte nicht, bevor .... bevor .... die Tante mir verzieh," stammelte ich.

Sie nahm neben meinem Sopha Platz.

„Aber, Georg, ich hatte nicht im Sinn, mit Dir vor Morgen zu reden. — Jetzt ist es zu spät, und wir bedürfen beide der Ruhe."

„Tante, ich kann nicht schlafen, ehe Du mir verziehen hast, ehe Du mir sagst, daß Du nicht böse auf mich bist, daß Du mich noch lieb haben kannst. Ich bin so furchtbar, furchtbar unglücklich."

Mit diesen Worten warf ich mich auf die Kniee, und bevor sie irgend eine Frage stellen konnte, hatte ich bereits mit dem Bekenntniß begonnen, welches die Eingebung des Augenblicks mir abzulegen gebot. Ich gestand ihr, daß ich vom Neid geplagt werde und gegen den Kapitän und Jedermann, auf den sie etwas halte, Abscheu empfinde.

Tante Emilia hörte mich schweigend an, und als ich mein von Schluchzen oft unterbrochenes Bekenntniß geschlossen hatte, blieb sie eine lange Weile, ohne ein Wort zu äußern, sitzen.

Endlich bemerkte sie:

„Armer Junge, ich fürchte wirklich, daß ich nicht die rechte Person bin, um Dich gehörig anzuleiten. — Dein Vater hat gewiß einen Mißgriff begangen, da er Dich meinen Händen anvertraute, und es ist ohne Zweifel das Beste für Dich, daß Du unter die Aufsicht eines verständigen Mannes gebracht wirst."

Sie hätte keine Worte finden können, welche einen tieferen

Eindruck auf mich hervorzubringen vermochten, als die eben ausgesprochenen. — Mich hinwegzuschicken, so daß ich sie nicht mehr Tag für Tag zu sehen bekam und mit ihr sprechen konnte, hieß ja ebenso viel, als mich aller Freude, aller Lebenslust zu berauben.

Jetzt erst bereute ich von ganzem Herzen, was ich gethan hatte. Ich gelobte auch unter Thränen und wiederholten Bitten um Vergebung, daß sie niemals mehr Anlaß zur Unzufriedenheit von mir bekommen sollte; ich versprach, dem Neide nie mehr in mir Raum zu geben und ihr keinerlei Verdruß weiter zu verursachen.

Als es zwei Uhr nach Mitternacht schlug, entfernte sich Tante Emilia, nachdem sie mir ihre Verzeihung gewährt und die Zusage beigefügt hatte, daß sie meinen guten Vorsätzen Glauben schenken wolle. Sie küßte mich auf die Stirne und versicherte, sie werde nicht weiter an den geschehenen Vorfall denken.

So verlief der erste und einzige Ausbruch des Neides, den ich mir gestattete.

V.

Nach diesem Auftritt hütete ich mich wohl, auf irgend eine Weise ihr Grund zum Mißvergnügen zu geben.

Mein Neid auf diejenigen, welchen sie Wohlwollen bezeigte, insbesondere auf den Kapitän, war um nichts geringer, als zuvor, eher noch größer, aber er machte jetzt nur eine Qual aus, welche ich für mich selbst behielt.

Gegen Ende Augusts verließ der Kapitän die gute Stadt. Er sollte nach Stockholm, wo er irgend eine Anstellung erhalten hatte.

Den Tag vor seiner Abreise hatten er und die Tante eine lange Unterredung unter vier Augen, und während dieser Zeit wälzte ich mich in voller Raserei auf dem Sopha hin und her,

weinte und warf meine Schulbücher kreuz und quer über einander.

Am nächsten Morgen, als ich des Kapitäns Wagen mit dem verhaßten jungen Mann fortrollen sah, empfand ich darüber solche Freude, daß ich bei der Ankunft zu Hause Lotte in die Arme nahm und ihr in einem Strom von Worten auseinander setzte, wie gern ich sie habe — eine Erklärung, wozu ich niemals einigen Beruf in mir gefühlt hatte, die aber gerade deßhalb zu vieler Heiterkeit von ihr wie von Seiten der Tante Veranlassung gab.

Mit dem ersten September begann mein Schulbesuch, und Tags darauf langte mein Vater in der Stadt an und brachte Thora mit, welche nun gleichfalls ihren Aufenthalt bei der Tante nehmen sollte.

Zwei Jahre, sonnenhell und glücklich wie ein Jugendtraum, entflohen.

Ich und Thora verlebten dieselben in dem Hause dieser liebenswürdigen, milden und ungewöhnlichen Frau. Ich hatte meinen Eintritt in die Schule bewerkstelligt und mich von Anfang an durch Fleiß, Kühnheit und Muth ausgezeichnet.

Meiner Mutter Worte: „Er wird nur Schande und Kümmerniß über uns häufen,“ wiederhallten oft vor meinen Ohren und spornten mich zu den größten Anstrengungen, zu der beharrlichsten Arbeitsamkeit. Ich wollte ihr beweisen, daß aus mir ein besserer Mann, als aus Sten werden sollte.

Bei den Schlußprüfungen erhielt ich ein Prämium, und Tante Emilia tätschelte mir auf den Kopf mit den Worten:

„Du bist doch mein lieber, guter Georg.“

Mir dünkte, als sie diese Worte äußerte, ich habe damit eine Belohnung erhalten, wie sich eine größere für mich gar nicht denken lasse.

Auch für Thora war dieß eine heitere und schöne Zeit. Tante Emilia zeigte sich gegen ihre beiden Bruderskinder gleich gut und freundlich und verstand es so zwischen uns beiden zu theilen, daß trotz meiner großen Geneigtheit hiezu kein Neid in mir aufkam.

Ich besuchte während dieser zwei Jahre mein elterliches Haus nur über Weihnachten und verweilte auch dann blos einige Wochen daselbst.

Das Verhältniß zwischen mir und meiner Mutter war wo möglich noch kälter und fremder als je, und die Abneigung, welche wir, Sten und ich, gegen einander hegten, trat immer unverstellter hervor.

Ich wuchs schnell heran und war ungewöhnlich stark, so daß von handgreiflichen Kundgebungen unserer Gesinnung, einen oder den andern außerordentlichen Anlaß hiezu abgerechnet, nicht mehr die Rede war.

Sten hatte jedem Gedanken an ferneres Studiren entsagt und sich bei den Eltern niedergelassen, um, wie es hieß, die Oekonomie unseres Vaters zu führen. Dabei geschah jedoch nicht weiter, als was der Großknecht für sich seit vielen Jahren zur Zufriedenheit meines Vaters besorgt hatte. Aber was sollte der alte Mann thun? Meine Mutter wünschte, daß Sten zu Hause bleibe, und Sten selbst fand dieß ganz bequem; also hatte es bei dem, was Sten wollte, sein Bewenden.

Dieß hinderte mich jedoch nicht, Sten unaufhörlich zu fragen, wie viel Prämien er während seines Schulbesuchs erhalten habe u. s. w. — Es schien ihn zu ärgern, daß ich ein so gutes Lob hatte; auch meine Mutter, weit entfernt, sich darüber erfreut zu fühlen, gerieth immer in schlechte Laune, wenn mein Vater mich lobte und sich über die schnellen Fortschritte, welche ich machte, einige Reflexionen gestattete.

Es war nach meinem zweiten Weihnachtsbesuche daheim, als ich wieder nach S. zurückkehrte.

Bei meinem Eintritt in Tante Emilia's kleine, schöne Wohnung, welche mir so theuer geworden war, daß ich mich niemals von derselben entfernte, ohne mich leidenschaftlich dahin zurückzusehnen, kam mir die Tante nicht wie sonst entgegen, sondern Lotte empfing mich mit einer Miene, welche von ihrem gewöhnlichen Aussehen völlig verschieden war.

Der Anblick von Lotte's düsterem Gesichte erweckte meine Unruhe, und ich fragte sogleich nach der Tante.

„Sie ist krank,“ antwortete Lotte.

Krank, sie, die heitere, die blühende Frau, deren Antlitz niemals von einem Schatten oder einer Wolke getrübt worden war, und deren ganzes Aeußere so deutlich von Gesundheit und Lebenslust redete. Das kam mir beinahe wie eine Unmöglichkeit vor. „Ach, liebe Lotte,“ rief ich, „das kann gar nicht sein, daß die Tante krank ist.“

„Nicht krank ist?“ wiederholte sie; „ja, ja, aber es ist doch so, und Gott allein weiß, wann sie wieder gesund wird,“ seufzte Lotte.

Thora erschien nun mit einem Gruß von der Tante und mit der Aufforderung, ich solle zu ihr hineinkommen.

Ich ließ mir das nicht zweimal sagen, sondern war im nächsten Augenblick auf dem Wege zu dem Schlafzimmer, wo die lag, welcher meines Herzens wärmste Zuneigung gehörte.

Es waren nur drei Wochen, seitdem ich S. verlassen und Tante Emilia Lebewohl gesagt hatte. — Ihre Wangen hatten damals geblüht, ihre Augen gestrahlt, und jetzt ....

War es wohl dasselbe Wesen, welches hier auf dem Sopha lag und mir eine kleine durchsichtige Hand reichte?

Die Veränderung war schrecklich. — Ich konnte kaum meinen Augen glauben, sondern blieb einige Sekunden auf der Schwelle stehen und betrachtete den bleichen Schatten der Frau, deren Schönheit von solcher Art gewesen war, daß sie selbst auf mich, einen Knaben, Eindruck gemacht hatte.

Tante Emilia lächelte sanft, indem sie sagte:

„Nun, Georg, kennst Du mich nicht mehr?“

Die Stimme, die liebe, freundliche Stimme war noch dieselbe. Ich eilte auf den Sopha zu, warf mich vor demselben nieder und küßte die Hand, welche sie mir reichte.

Nur drei Wochen — und ihr Antlitz sah aus, als ob der Tod sein Siegel auf dasselbe gedrückt hätte.

Bei einem Alter von vierzehn Jahren zeigt sich der Eindruck einer solchen Verwandlung eindringlicher und unauslöschlicher, als wenn man daran gewöhnt worden ist und die Gefühle in Folge davon mehr erstarrt sind.

Mein heftiges Schluchzen wurde jedoch sogleich gehemmt, als die Tante mich mit den Worten über den Kopf streichelte:

„Weine nicht, Georg, es thut mir wehe, und dann wird mir schlimmer. — Ich bin jetzt krank; aber es wird wohl auch wieder besser mit mir gehen, und wenn es nicht geschieht, so ist es ja Gottes Wille, daß ich scheiden soll. — Also, Georg, willst Du, daß ich so lang als möglich leben soll, so weine nicht."

Ich würde mich in diesem Augenblick gern allen möglichen Leiden unterworfen haben, wenn ich ihr damit hätte zur Gesundheit verhelfen können. — Ich empfand zum ersten Mal recht deutlich, wie viel sie meinem Herzen war, wie innig ich sie liebte, wie sie mir in den letzten zwei Jahren mehr als Mutter und Vater gewesen.

Die nunmehr nach meiner Rückkehr folgende Zeit hatte einen bestimmten und entscheidenden Einfluß auf die Wahl der Laufbahn, welche ich betreten wollte. Während der zehrenden Krankheit meiner Tante reifte in mir der Entschluß zum Studium der Medicin. Obwohl ich erst vierzehn Jahre alt war, wurde derselbe so fest in mir, daß ich mich durch keine Schwierigkeit davon abschrecken ließ.

Die Ursache zu Emilia's Krankheit war eine heftige Erkältung, welche sofort zu einer Brustentzündung führte. Sie war den Tag nach meiner Abreise in die Heimath erkrankt und befand sich zwar jetzt auf dem Wege der Besserung, hatte aber doch in Folge jener einen hektischen Husten davon getragen, welcher den Arzt noch schlimmeres befürchten ließ.

Schon in den ersten Tagen nach meiner Rückkehr nach S. äußerte die Tante, sie sei vollkommen überzeugt, daß sie niemals das Grünen der Erde oder den Gesang der Vögel im Walde wieder hören würde. — Dabei lächelte sie schmerzlich und setzte hinzu:

„Ich sterbe nicht gern; ich wäre wohl noch einige Jahre hier geblieben; aber wer vermag an der Fügung des Schicksals zu ändern?"

Die Augen blickten bei dieser Aeußerung so traurig, daß ich mich gegen die Aerzte und gegen die Vorsehung erbittert

fühlte, da sie aus einer Welt scheiden sollte, wo sie so sehr geliebt war.

Tage, Wochen und Monate vergingen, während welcher sie Stunde um Stunde dem Grabe näher geführt wurde, ohne daß der Doktor dasselbe hinauszurücken, oder auch nur den Fortschritt der Krankheit auf kurze Zeit zu hemmen vermochte.

In meinem Unverstand klagte ich den Arzt an und betrachtete es als einen Beweis mangelnder Geschicklichkeit, daß er so unmächtig war.

„Was ist die Heilkunde werth, wenn sie einen Patienten nicht dem Tode zu entreißen vermag?“ dachte ich. „Nein, ich werde Doktor; ich will die Kranken retten und nicht sterben lassen.“

Diese Gedanken kehrten täglich wieder und wurden um so bestimmter, je offenbarer der Tod seine Arme nach seinem Opfer ausstreckte.

Meine und Thora's Zeit wurde nun ausschließlich zwischen der Schule und dem Krankenbett der Tante getheilt. Ich lernte mit verdoppeltem Eifer und bis spät in die Nacht hinein, um alle die Augenblicke, die ich nicht in der Schule war, bei ihr zuzubringen. — Meine Anhänglichkeit steigerte sich in demselben Maaße, als es mehr und mehr zur Gewißheit wurde, daß sie scheiden sollte.

Während der Gespräche, die wir mit einander hatten, legte sie in mir die Keime zu einer höhern moralischen Tendenz nieder, welche von da an sich stets in mir erhielt und bewirkte, daß ich bei all meinem Thun ihre Lehren in Anwendung zu bringen suchte.

Das Streben nach allem Edeln und Hochherzigen, wovon meine Brust erfüllt ist, habe ich dieser liebenswürdigen Frau zu danken, und manches Mal, wenn die Leidenschaft mich auf Abwege verleitete, hat die Erinnerung an sie mich zu dem, was recht ist, zurückgeführt.

Der Eindruck, welchen ihre Worte auf mich machten, wurde ein dauernder, eben darum, weil dieselben niemals in Form von

moralischen Vorlesungen, sondern als einfache sittliche Betrachtungen zur Aussprache kamen.

Bei einem Charakter, so stolz und selbstständig wie der meinige, wäre es auch unklug gewesen, denselben eine andere Form zu geben, weil ich sicherlich auf einen gegebenen Rath kein Gewicht gelegt hätte, während hingegen nunmehr jeder Buchstabe, welcher über ihre Lippen kam, in meinem Gedächtniß aufbewahrt wurde.

Ich habe oft als Mann jene Jahre meiner Kindheit im Geiste durchgegangen und bin dabei zu der höchst bemerkenswerthen Thatsache gelangt, daß der Einfluß, welchen eine gute Frau auf das Herz eines Kindes ausüben kann, ungemein groß ist.

Ich war, als mein Vater mich zu Tante Emilia brachte, ein halsstarriger, unlenksamer Knabe, ohne Liebe zu irgend Jemand, hingegen mit einer durch erlittenes Unrecht aufgestachelten Begierde, mich Allem, was man von mir gethan haben wollte, zu widersetzen. Aber ich kann mich nicht erinnern, daß ich jemals im Widerspruch mit Tante Emilia's Willen handelte, oder nicht mit Freuden that, was sie von mir forderte.

Eine lange, zehrende Krankheit ist eine Probe von der Seelenstärke eines Menschen. Auch diese Probe bestand sie; denn niemals ging eine Klage über ihre Lippen, so schwer auch ihre Qualen sein mochten, und wenn ich in meiner Verzweiflung Gott und den Arzt anklagte, daß sie so viel leiden mußte, so war sie es, welche mich zur Ruhe und Vernunft zurückrief und mich mit der bevorstehenden Trennung zu versöhnen suchte.

Welches Uebermaaß von Gefühlen hat man nicht mit vierzehn Jahren.

Wie stark und mächtig auch meine Empfindungen später sein mochten, so gab es doch nicht eine einzige, welche mit denen, die gegenüber von Tante Emilia mein Herz erfüllten, eine Vergleichung ausgehalten hätte.

Es war Liebe ohne deren Egoismus, es war Anhänglichkeit ohne deren Eigennutz, es war Hingebung ohne einen Gedanken an eigenen Genuß. Es gab nur ein Wesen, welches meine ganze

Seele beherrschte und beschäftigte, und das war sie, aber ohne daß ich bei ihr auf mein eigenes Ich irgend eine Aufmerksamkeit richtete.

Zu Anfang Aprils hatte die Krankheit so große Fortschritte gemacht, daß Tante Emilia das Bett nicht mehr verlassen konnte.

Jeder Tag, den sie noch lebte, war ein Geschenk, welches der Tod dem Leben machte.

Es war den fünfzehnten April. — Die Sonne hatte mit sommerwarmen Strahlen die Erde erquickt.

Der Frühling war gekommen, so sangen die Vögel im Walde, und dasselbe verkündeten die Anemonen auf der Flur.

Ich hatte mich vor die Stadt hinaus begeben, um eine Handvoll davon zu holen, weil Tante Emilia sich solche noch frisch vom Felde her gewünscht hatte. Ich eilte wie rasend vorwärts, um so schnell als möglich wieder nach Hause zu kommen und sie durch deren Anblick zu erfreuen.

Als ich in den Salon trat, saß Thora an einem der Fenster.

„Die Tante schläft; Du darfst nicht hinein und sie stören," flüsterte sie.

„Ist Lotte drinnen?" fragte ich.

„Nein, die Tante will allein bleiben. Sie fühlte sich so müde und wünschte ungestört zu ruhen. Sie hatte einen schweren Hustenanfall gehabt."

Ich warf die Mütze von mir und setzte mich Thora gegenüber, indem ich die Blumen betrachtete, die ich mitgebracht hatte. Lang blieb ich jedoch nicht sitzen. Unruhe und Angst erfüllten meine Brust — und ich sprang nach Verfluß einiger Minuten von meinem Platz mit dem Rufe auf:

„Nein, ich kann nicht hier bleiben, ich muß zur Tante hinein, ich muß sie sehen."

Und dabei näherte ich mich der Thüre, welche zu dem Schlafzimmer führte.

„Georg, Du weckst sie nur auf," flüsterte Thora; „geh' nicht, sie hat ja gesagt, sie wolle allein bleiben; warum also ihr zuwider handeln?"

„Dieses einzige Mal kann ich nicht gehorchen," antwortete ich und schlich aus dem Zimmer. Es war das erste Mal, daß ich mich eines Ungehorsams schuldig machte.

Zwischen dem Salon und dem Schlafzimmer war ein Kabinet. Ich blieb einige Sekunden daselbst stehen und horchte, bevor ich in das Krankenzimmer trat. Das Blut brannte wie Feuer in meinen Adern; ich zitterte davor, über die Schwelle zu treten, und dennoch hatte ich es in der nächsten Minute gethan.

Tante Emilia lag bleich und unbeweglich in ihrem Bette. Sie schlief — aber dieser Schlaf glich dem des Todes. — Ich beugte mich über sie nieder. — Sie athmete nicht, so kam es mir vor.

„Todt!" rief ich und warf mich an dem Bette nieder. — „Todt!" schrie ich voll Verzweiflung. Aber bei diesem Schmerzensschrei hob ein Seufzer ihre Brust; sie sah auf, heftete ihr gebrochenes Auge auf mich, hernach auf die Blumen, welche ich in meiner krampfhaft geschlossenen Hand hielt, machte eine Bewegung, als ob sie dieselben zu fassen wünschte, und öffnete die Lippen.

Ich legte die Blumen in ihre Hand und führte sie hinauf zu ihrer Nase, so daß sie daran riechen konnte. — Ein Lächeln, wie ich es niemals wieder auf einem menschlichen Antlitz sehen werde, glitt wie ein Lichtstrahl über dasselbe, während sie flüsterte:

„Dank, Georg!"

Das Auge schloß sich wieder, ein letzter Seufzer hob ihre Brust, und ich warf mich über den leblosen Körper, indem ich sie mit den zärtlichsten Namen zurückrief, aber sie hörte mich nicht mehr. Des Lebens Flamme war für immer erloschen. Ich stieß die wildesten Klagerufe aus, während ich die erstarrten Glieder an meine Brust drückte.

Mitten unter diesen gewaltsamen Ausbrüchen des Schmerzes trat der Arzt, gefolgt von Lotte und Thora, ein.

Ich stürzte auf den erstern zu und rief in Verzweiflung:

„Sie ist todt, und Sie sind es, der dieselbe getödtet hat; sie wäre am Leben geblieben, wenn Sie dieselbe gerettet hätten."

Ich glaube, meine Absicht war, mich auf den Doktor zu werfen, um ihn im ersten Ungestüm meines Leides zu erwürgen.

Doktor Malmberg faßte mich mit seinen starken Armen und führte mich aus dem Zimmer, indem er sagte:

„Ueber Leben und Tod gebietet Gott und nicht der Arzt; bedenke das und entheilige dieses Gemach nicht durch gewaltsames Toben."

Ohne zu antworten, riß ich mich los und rannte aus dem Hause hinweg, welches mir so lieb gewesen, und wo ich jetzt von dem schmerzlichsten aller Schläge betroffen worden war.

Der Abend wurde von der Nacht, die Nacht vom Morgen abgelöst, und noch irrte ich wie ein ruheloser Tollhäusler im Walde herum. Ich vermochte den Gedanken nicht zu fassen, daß ich niemals mehr ihre Stimme hören, niemals mehr diese Augen auf mich gerichtet sehen, niemals mehr von ihren Händen geliebkost werden sollte. Daß sie abgeschieden war, kam mir als Etwas vor, das ich nicht überleben konnte, nicht zu ertragen vermochte. Ich schauderte davor, dieses Haus wieder zu sehen, welches durch sie ein Paradies gewesen, und dennoch, als die Mittagssonne am Himmel stand, war ich auf dem Wege zu demselben.

VI.

Tante Emilia war zur Erde bestattet; aber mein Schmerz war und blieb unverändert.

Thora und ich, wir weilten noch immer in dem Hause, welches sie auf ewig verlassen hatte, und wo Lotte nunmehr die Alleinherrscherin war; aber diese erschien nicht mehr, wie früher, schwatzhaft und freundlich, sondern schweigsam und düster.

Die Tante starb in der Mitte Aprils. Ich blieb mit Thora noch bis zu Anfang Juni's, da die Schulferien eintraten, unter Lotte's Obhut.

In dieser Zwischenzeit geschah es, daß sich zwischen mir und Thora eine innigere Freundschaft als früher entwickelte. Ich

wußte, daß sie meine Trauer theilte, und war ihr darum zugethan, weil sie dieselbe verstand.

In der Woche vor dem Beginn der Ferien kam mein Vater nach S. Tante Emilia hatte in ihrem letzten Willen verfügt, daß das kleine Haus, welches ihr gehörte, sammt Möbeln und Hausgeräthe Lotte als Belohnung für ihre lange Dienstzeit, für ihre Treue und Ergebenheit zufallen; dagegen Silber, Schmucksachen und Kleider zwischen ihren Bruderskindern getheilt werden sollten. Kapitalien hinterließ sie nicht, denn das Einzige, wovon sie lebte, bestand in einer Pension, welche ihr nach dem Tode ihres Mannes, des Kontroleurs Grill, zugefallen war.

Thora hatte zum Andenken eine goldene Kette, und ich ihre Uhr erhalten.

Als das Examen vorüber war, und mein Vater, was ihm von seiner Schwester zufiel, in Empfang genommen hatte, sollten wir heimreisen.

Am Tage vor der Abreise wurden ich uud Thora von einem neuen Kummer betroffen.

Mein Vater setzte uns nämlich davon in Kenntniß, daß Thora von dem Kronvogt Löfving an Kindesstatt angenommen worden wäre. Man erachtete es für ein großes Glück, daß Thora die Adoptivtochter des reichen Löfving wurde.

Den Vortheil davon erkannte weder Thora noch ich; wir fühlten blos den Schmerz der bevorstehenden Trennung.

Aeltere Personen lachen gewöhnlich über die Gefühle der Jugend, und wollen nicht an die Möglichkeit glauben, daß man mit vierzehn oder fünfzehn Jahren überhaupt solche von einiger Tiefe hegen kann.

Sie haben die Zeit vergessen, da sie selbst jung waren. Der Schnee der Jahre hat die innere Wärme abgekühlt, so daß sie jene lebhaften und heftigen Sensationen, welche bei der Jugend vorkommen, als kindische Uebertreibungen betrachten. Sie lächeln verächtlich bei der Erinnerung daran, wie sie darüber spotten können, daß ein Schaukelpferd deren Freude ausgemacht hat.

Sie haben Unrecht.

Die Gefühle der Jugend sind so rein und unverfälscht, daß

wir uns gewiß niemals in reiferem Alter rühmen können, wir haben Empfindungen in unserer Brust gehegt, welche sich mit dem, was darin zur Zeit der Jünglingsjahre vorging, vergleichen lassen.

Der Schmerz in jüngern Jahren ist vorübergehend, sagt man.

Mag sein; aber ist das nicht auf allen Altersstufen der Fall? Und wenn man in der Jugend schneller vergißt, als im Alter, so folgen die Gefühle nur demselben Gesetz, welches für unsern Körper gilt.

Die Verletzungen, welche dieser erleidet, so lang wir noch jung sind, heilen schneller, als wenn wir älter werden, weil die Umsetzung im Organismus schneller und kräftiger vor sich geht. Nun entsteht aber gleichwohl die Frage:

„Ist der Schmerz geringer in dem Augenblick, da wir ihn empfinden, deßhalb weil er schneller heilt?“

Wir müssen mit Nein antworten.

Angenommen, die Gefühle wechseln geschwinder in unsern jungen Jahren, so beweist das nicht, daß sie darum der Tiefe und Lebhaftigkeit entbehren, während wir von denselben beherrscht werden.

Blicken wir unparteiisch auf unser verflossenes Leben zurück, so müssen wir anerkennen, daß wir in der Jugend mit einer Stärke geliebt, gehaßt und gelitten haben, deren wir später nicht mehr mächtig waren.

Aber diese Betrachtungen haben mich von meinem Gegenstande allzu weit abgeführt, und ich kehre nunmehr zu dem Kummer zurück, welchen die Trennung von Thora mir verursachte.

Ich hatte mir zuvor niemals klar gemacht, wie groß meine Anhänglichkeit an sie war; aber am letzten Abend, da wir zusammen waren, geschah es, als ob ich jetzt erst recht erkannt hätte, wie viel ich auf meine kleine Kousine hielt.

Mit fünfzehn Jahren macht man aus seinen Empfindungen kein Geheimniß. Ich that das auch nicht, sondern sagte ihr ganz offen, daß ich wüßte, sie sei diejenige, welche ich nach dem Hingang von Tante Emilia am liebsten habe. Wir bauten Luft-

schlösser und berechneten, daß ich in sechs Jahren mündig wäre und ja dann heirathen könnte.

Man mag lachen über dergleichen kindische Träume, aber in dem Augenblicke, da wir darin begriffen waren, hegten wir nicht den mindesten Zweifel, daß sich dieselben realisiren würden. Ich sprach nicht ein Wort, das nicht aus meiner innern Ueberzeugung hervorging, und das nicht ein wahrer und ungeschminkter Ausdruck dessen gewesen wäre, wovon ich selbst die völligste Gewißheit hatte. Wir kamen wegen eines sofortigen Briefwechsels überein und sagten so einander auf lange Zeit Lebewohl.

Es war eine düstere Reise, welche wir, mein Vater und ich, antraten, als wir uns auf den Weg nach Hause machten. — Ich weinte allerdings nicht, als das Fuhrwerk, welches Thora zu Löfving bringen sollte, von Tante Emilia's Hause hinwegrollte und die entgegengesetzte Richtung von der, welche vor uns lag, einschlug; aber ich bildete mir ein, der Himmel verdüstere sich und für mich gebe es keine Freude mehr auf dieser Erde.

Sie, die ich mit der leidenschaftlichen Hingebung eines Kindes geliebt hatte, war todt, und Thora, meine liebe kleine Thora sollte ich auf manches Jahr nicht wiedersehen.

Alles was mein Vater sagte, während er von Zeit zu Zeit die höchst moderirten Berührungen, welche Bräunchen von der Peitsche erhielt, mit einem ausdrucksvollen Schnalzen begleitete, diente nur dazu, mich aufzureizen. Um das Maaß des Unglücks voll zu machen, war mein sonst schweigsamer Vater heute besonders mittheilsam. Er durfte jedoch auf keine Sympathie von meiner Seite rechnen, denn so wie er nur den Mund öffnete, hatte ich einen Widerspruch zur Hand.

Dieß führte jedoch zu keinem andern Resultate, als daß mein Vater ein paar Mal mich von der Seite ansah und ein „Hm, hm“ vernehmen ließ, zum Zeichen seines Erstaunens, daß ich auch nicht einmal gleicher Ansicht mit ihm sein konnte.

Nachdem wir eine Weile gefahren waren, wurde ich des Hundetrabs von Bräunchen müde und schlug meinem Vater vor, die Zügel mir zu überlassen — ein Vorschlag, worauf derselbe anfänglich nicht eingehen wollte, in den er aber doch schließlich,

da ich wieder und wieder darauf zurückkam, sich fügte, weil er nach dem Frühstück, womit Lotte uns traktirt hatte, sich etwas schwer fühlte. Er gab mir also Zügel und Peitsche mit der Warnung, das Pferd nicht anzustrengen, im Fall er einschlummere, was jedoch seiner Meinung nach nicht der Fall sein würde, da es durchaus nicht seine Gewohnheit wäre, sich während des Fahrens dem Schlafe zu überlassen.

Ich hatte jedoch die entgegengesetzte Erfahrung, und diese bewahrheitete sich auch in kurzer Zeit; denn mein Vater hatte kaum die letzten Worte ausgesprochen, als er durch ein und das andere Nicken zu erkennen gab, daß der Zustand der Bewußtlosigkeit unmittelbar eintreten würde. Nun bekam auch Bräunchen all die Betrübniß und die Erbitterung zu fühlen, welche mein Inneres barg; und da dieselbe nicht geringen Maaßes war, so konnten es auch die Peitschenhiebe nicht sein.

Es ging nun auch in so starkem Trabe, daß mein Vater, wäre er nicht so gefühllos für Erschütterungen gewesen, hätte erwachen müssen; aber dieß erschien als etwas, das ich nicht zu befürchten hatte. War er einmal in Schlaf verfallen, so hielt es nicht so leicht, diesen zu unterbrechen; sondern er pustete und schnaubte fort, so oft auch der Kopf bei den Stößen, welche das Fuhrwerk von den Steinen auf der Straße erhielt, bald auf die eine, bald auf die andere Seite geworfen wurde.

VII.

Es war gegen Abend, als wir vor dem Kommministershause anfuhren. Bräunchen war bedeutend erhitzt und mein Vater bedeutend schlaftrunken.

Der Erste, der uns begegnete, war Sten. Er kam von der Seite des Gartens her.

Ohne den Vater oder mich zu grüßen, äußerte er:

„Wie kann man auch das Pferd so antreiben? Es ist ja

ganz mit Schaum bedeckt. Ist Georg auf solche Weise mit dem Thiere umgegangen?"

„Ja, ich bin wirklich gefahren," lautete meine Antwort, welche ich mit ebenso unfreundlichem Blicke gab, als derjenige war, welchen ich erhielt, und damit sprang ich aus dem Chaischen.

„Das ist doch zum Teufel, daß der Junge auf solche Weise fährt," nahm Sten wieder das Wort, indem er sich zu unserem Vater wendete, der ganz ängstlich aussah. — „Habe ich Papa nicht gesagt, er solle Georg nicht fahren lassen? Er richtet ja ein Pferd zu Grunde, sobald er nur die Hand an dasselbe legt; aber der Lümmel muß doch immer seinen Willen haben. Die Folge ist noch, daß er uns alle mit einander ruinirt."

Ich hörte jedes Wort. Mein Blut brannte wie Feuer, und ich empfand ein unwiderstehliches Verlangen, dem was in mir vorging auf eine handgreifliche Weise Luft zu machen, hielt aber an mich, als ich meines Vaters bekümmerte Miene gewahrte und mich dabei der Worte von Kindespflicht erinnerte, welche Tante Emilia so oft mir ans Herz gelegt hatte.

„Diesen Willkommensgruß will ich Dir ein anderes Mal heimzahlen," sagte ich zu Sten und begab mich sofort in das Wohnzimmer, um meine Mutter zu begrüßen, welche mich mit mehr Freundlichkeit aufnahm, als sie in den letzten Jahren an den Tag gelegt hatte.

Sie meinte, ich wäre sehr gewachsen; und während sie diese Worte aussprach, klopfte sie mir auf die Wangen mit einer Miene, als ob dieser Umstand ihr Freude verursachte. Sobald Sten eintrat, änderte sich aber dieses Aussehen, und sie nahm wieder ein kälteres Wesen an.

Ein paar Tage vergingen, ohne daß zwischen Sten und mir ein Wortwechsel stattfand. Ich hatte inzwischen seinen Gruß in meinem Herzen bewahrt, und bei dem ersten Versuche von ihm, über mich zu befehlen, war es ziemlich sicher, daß er denselben wieder bekommen sollte.

Am Morgen des vierten Tages, als ich zum Frühstück in das Wohnzimmer trat, kam Sten mit den Worten auf mich zu:

„Ich habe da eben über etwas nachgedacht, und dieß ist,

daß wir unsere Uhren tauschen. Ein solcher Gelbschnabel wie Du braucht noch keine goldene Uhr, sondern kann sich wohl mit meiner silbernen begnügen. Es war auf alle Fälle erbärmlich von Tante Emilia, für Dich, ihren Goldjungen, nicht mehr zu thun, und sich nur auf das Geschenk einer Uhr zu beschränken. Dieß beweist am besten, daß sie bis zu ihrem Tode dieselbe egoistische Frau blieb, die sie immerdar gewesen. Der Magd, die sie gehabt hat, gab sie Alles zusammen, aber für ihre eigenen Verwandten that sie nie etwas. — Ein närrisches Weibsbild ist sie immerdar gewesen. — Heraus jetzt mit der Uhr!"

Er streckte die Hand aus, um sie aus meiner Westentasche zu ziehen, da ich keine Miene machte, seinem Befehl Folge zu leisten. Ich schlug ihm auf die ausgestreckte Hand, indem ich erklärte, die Uhr werde niemals in seinen Besitz kommen. Der Schlag auf die Hand wurde von Sten mit einer kräftigen Ohrfeige beantwortet, worauf wir auf einander loshieben.

Wie der Kampf enden würde, schien ungewiß. Ich war behend und stark, so daß es für Sten ziemlich schwer gehalten hätte, dießmal als Sieger aus dem Kampfe hervorzugehen. Aber wir wurden plötzlich unterbrochen, indem die Zimmerthüre aufging und Jemand in den Saal trat.

„Guten Morgen!" äußerte der Fremde, ein junger Geistlicher.

Etwas beschämt, bei einem so freundschaftlichen tête-à-tête ertappt zu werden, begrüßten wir den eintretenden Magister Dahl, Adjunkt im Probsthofe.

Sten, ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, welcher gern im Probsthofe gut angeschrieben sein wollte, da er ein besonderes Interesse für die einzige Tochter des Probstes hegte, murmelte etwas von Ringkampf und gymnastischen Uebungen, worauf er den Magister willkommen hieß.

Der Adjunkt hatte einen Auftrag an meinen Vater; aber da dieser gerade ausgegangen war, mußte er meines Vaters Heimkehr abwarten.

Sten beurlaubte sich sofort, um mit dem Großknecht etwas zu reden, und ich blieb also mit Magister Dahl allein.

Wir gingen in den Garten hinab, während meine Mutter für den unerwarteten Gast ein Frühstück herrichtete. So lang wir dort auf- und abgingen, brachte Dahl das Gespräch auf den religiösen Unterricht in den Schulen. Er fand denselben unvollkommen und meinte, der Mangel an christlicher Wärme rühre daher, daß die Belehrung für das heranwachsende Geschlecht in diesem Fall so ungenügend wäre.

Die Worte des jungen Geistlichen machten Eindruck auf meine Phantasie. — Der Kummer, welcher mein junges Gemüth betroffen, der Zorn, den ich so eben empfunden hatte — Alles trug dazu bei, mich für das, was er sagte, empfänglich zu machen und für die von ihm ausgesprochenen Grundsätze mein Interesse zu wecken.

Dahl verweilte über Mittag in der Komministerswohnung, und als er sich entfernte, lud er mich sehr freundlich ein, nach dem Probsthof einen Spaziergang zu machen und ihn dort zu besuchen.

Am Abend schrieb ich meinen ersten Brief an Thora.

Am nächsten Tage machte ich mich auf den Weg, um Dahl zu besuchen. Es war eine halbe Meile zum Gehen; aber was war das für einen fünfzehnjährigen Jüngling? — Ich brachte den ganzen Tag in Gesellschaft von Dahl zu. — Er redete ausschließlich von religiösen Dingen, und dieß auf eine so einfache, warme und zu Herzen gehende Weise, daß er mein ganzes Interesse gewann.

Er sprach die Ueberzeugung aus, es sei für den Menschen von großer Wichtigkeit, schon in jüngern Jahren seinen schlimmen Neigungen den Zaum anzulegen und nach einem höhern und edlern Ziele, als nach einer zügellosen Befriedigung seiner Begierden zu streben.

Ohne mit einem einzigen Wort das nicht sehr freundschaftliche Verhältniß zwischen mir und meinem Bruder zu berühren, ließ er sich gleichwohl darüber aus, wie sehr Bitterkeit und Feindseligkeit gegen den Nebenmenschen uns selbst verschlimmern.

Als ich am Abend heimkehrte, waren meine Gedanken von seinen Worten und der Erinnerung an Tante Emilia erfüllt.

Auch sie hatte auf die Lehre von der christlichen Versöhnung hingewiesen, auch sie hatte Liebe zu Gott in mir zu erwecken gesucht, obwohl ihre Worte milder, ihre Lebensansichten minder streng als die von Dahl gewesen waren. Tante Emilia hatte das Leben geliebt, sich ihres Daseins gefreut und dem höchsten Geber für das Gute, das ihr zu Theil geworden, gedankt. Sie erachtete es für ein Unrecht, sich die reinen und unschuldigen Freuden, welche der Schöpfer in so reichem Maße uns gegeben hat, nicht zuzueignen.

Dahl hingegen betrachtete unser Dasein hienieden als eine lange Prüfung und konnte sich nicht damit befreunden, daß wir die kurze Zeit, die wir zu leben haben, zu etwas Anderem anwenden, als unsere Handlungen mit Ernst und Strenge zu überwachen und durch eifrige Andachtsübungen unser Fleisch zu kreuzigen. Tanz, Schauspiel, Genuß starker Getränke und alle weltlichen Belustigungen waren in seinen Augen schwere Frevel gegen Gott und ganz dazu geeignet, den Menschen unter die Herrschaft des Bösen zu bringen.

Er war, was man mit dem Worte „Leser" *) bezeichnet; aber wenn diese frömmelnde Richtung einen warmherzigen und wahrhaft christlichen Anhänger hatte, so war es Dahl.

Seine Strenge lag nicht in den Worten, nicht in einem scheinheiligen Gaukelspiel mit der christlichen Lehre, nicht in einer fanatischen Verdammung von Jedermann, der nicht wie er dachte, sondern sie lag in einer gewissenhaften Beobachtung seiner selbst, so daß sein Thun nicht im Widerstreit mit seinen Predigten stände.

Wenn er zu den Weltkindern redete, um ihre Gedanken zu Gott zu lenken, geschah es nicht in strafendem und drohendem Tone, sondern in einer Appellation an deren Gefühl und mit einem innigen Bemühen, sie davon zu überzeugen, daß ihr eigener Frieden es erfordere, den Weg, den sie betreten hatten, zu ver-

---

*) Pietist. A. d. U.

lassen. Er verurtheilte nicht, er verklagte, er drohte nicht; er bat und verflocht Glauben und Thun so ineinander, daß sie sich nicht trennen ließen.

Der Einfluß, welchen er über mich ausübte, wurde sehr groß, und der Umgang mit ihm gab meiner Seele eine bestimmte und ernste Richtung, so daß ich bald einer seiner eifrigsten Schüler und Thäter des Wortes war, welches er verkündigte.

Die Streitigkeiten zwischen mir und meinem Bruder nahmen nun einen andern Charakter an. Ich wich der Veranlassung zu denselben aus und war der Ansicht, die Achtung vor meinem höhern und moralischen Streben erheische es, mich nicht zu Sünde und Aerger verleiten zu lassen.

Ich will mich nicht länger bei dieser Zeit aufhalten, sondern in aller Eile nur noch einen Umstand berühren, welcher zur Folge hatte, daß ich mir eine eigene Bahn brach.

Der Schluß der Ferien nahte, und ich hatte nur noch zwei Wochen zum Aufenthalt im elterlichen Hause.

Es war etwas am Abend in der Mitte Augusts, als ich heimkehrte. Sten saß auf einer Bank an der Treppe vor dem Hause und rauchte.

„Woher kommst Du?“ fragte er.

„Vom Probsthofe,“ lautete meine Antwort, worauf ich an ihm vorübergehen wollte.

„Man muß so nachsichtig sein wie unser Vater, um Dich den Bibelerklärungen des Heuchlers Dahl nachspringen zu lassen. Es ist wirklich hohe Zeit, daß Du fort kommst, das muß ich sagen.“

Dabei dampfte Sten gewaltig mit seiner Cigarre.

„O ja, da kannst Du Recht haben,“ fiel ich ein, da ich trotz meiner guten Vorsätze immer durch seine Worte gereizt wurde; „aber es ist noch höhere Zeit, daß Du es thust, da Du um zehn Jahre älter bist. In deinen Jahren möchte ich den Eltern nicht zur Last da liegen.“

Ich hatte im Sinne, nachdem ich diese höchst verletzenden Worte gesagt hatte, zur Treppe vorzudringen, aber Sten packte mich und rief:

„Das hast Du wohl von dem elenden Dahl gelernt, aber es ist mindestens nichts Gutes, und wenn ich recht thun wollte, so prügelte ich dich durch, nicht allein darum, weil Du gegen deinen Bruder naseweis und unverschämt bist, sondern auch, weil Du, ein Gelbschnabel, mit Thora eine Liebeskorrespondenz führst. Glaubst Du, das sei Brauch und Sitte? Willst Du, daß ich diesen Brief hier" — dabei zog er einen solchen aus der Westentasche — „unserer Mutter zeige und ihr mittheile, wie grundverdorben Du bist? Ja, Du bist wirklich ein schönes Juwel, und es geht noch, wie ich immer gesagt habe, es wird blos ein Taugenichts aus dir, ein Kolporteur von Dahl und sonst nichts."

Ich riß mich von ihm los und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Hast Du meinen Brief erbrochen?"

„Dazu hatte ich wohl ein Recht, sollte ich glauben. Du, ein unmündiger Junge, kannst nicht wagen, als selbstständiger Mensch zu sprechen, und ich hoffe, es wird dir die Lust vergehen, Liebesbriefe zu schreiben, wenn Du von deinen Kameraden ausgelacht wirst. Ich werde dich noch von dieser Krankheit und von der Frömmelei kuriren, darauf kannst Du dich verlassen.

Meine heftige Gemüthsart machte sich jetzt geltend. Es geschah allerdings nicht mittelst der Faust, sondern in Worten. Ich hielt Sten vor, daß er ein Faulenzer sei, ein Taugenichts und gottloser Mensch, so sündhaft, daß er niemals von Gott Vergebung hoffen dürfte. Ich erklärte, ich wolle mich nicht dadurch beschmutzen, daß ich mit einem solchen Wesen mich in Berührung setze, und ich fühle es nur mit wahrer Scham, daß ich durch verwandtschaftliche Bande mit ihm verknüpft sei.

Sten stand unbeweglich da, als ob ihn das Erstaunen gelähmt hätte, und ließ mich reden. Die Adern schwollen ihm auf der Stirne und die Augen blitzten. Sein ganzes Aussehen gab Zeugniß, daß er absichtlich sich enthielt, meinen Rücken entgelten zu lassen, was meine Lippen verbrachen. Er schien beschlossen zu haben, mir nicht ins Wort zu fallen, sondern erst, wenn ich fertig wäre, mich zu lehren, was zu meinem Frieden diente.

Gerade da ich ganz besinnungslos ein Wort um das andere

ihm zuschleuderte, wurde ich von einer Stimme unterbrochen, welche äußerte:

„Auf solche Weise also lernst Du das Christenthum von Magister Dahl, daß Du deinen ältern Bruder beleidigst? — Georg, Georg, dein Haß gegen Sten wird noch ein Nagel zu meinem Sarge. Ich bin eine höchst beklagenswerthe Mutter.“

Ich drehte mich um; hinter mir stand meine Mutter. Der Ausdruck in ihrem Angesicht verrieth tiefe Bekümmerniß. Es wurde mir seltsam ums Herz bei diesem Anblick.

Meine Mutter trat auf die Treppe heraus und setzte, indem sie auf einer der Bänke sich niederließ, hinzu:

„Wenn deine bösartige Aufführung gegen deinen Bruder mir schon Kummer machte, da Du noch ein unverständiges Kind warest, wie viel mehr muß ich mich jetzt grämen, da Du Einsicht genug haben solltest, um nicht den Frieden daheim zu stören! Aus dem wird kein braver Mensch, der in Fehde mit seinen Geschwistern lebt. Die heilige Schrift lesen und beten hilft zu nichts, wenn man dazwischen solche gottlosen Neigungen zeigt, wie es bei dir der Fall ist. Ich dulde diese beständigen Streitigkeiten und ärgerlichen Scenen, wobei der jüngere Bruder sich unaufhörlich über den ältern zu setzen bemüht ist, nicht länger. Du hast ja kaum die Schwelle deiner Eltern überschritten, so fängst Du Händel an, und man kann nicht fordern, daß dein Bruder deine ungebührlichen Anfälle sich gefallen lassen soll. Du wirst durch deine herzlose Aufführung für deine Eltern eine Last, und dein Aufenthalt bei ihnen gereicht denselben zur Plage.“

Mir kam es vor, als ob meiner Mutter einige Thränen über die Wangen flössen, aber ich bin dessen nicht gewiß. Dem mag nun sein wie ihm will, ihre Worte brachten eine solche Wirkung bei mir hervor, daß ich hinwegeilte, ohne eine Antwort zu geben. Auf meinem Zimmer angelangt, verschloß ich die Thüre und überließ mich sofort den Eindrücken, von welchen ich beherrscht wurde.

Als am folgenden Morgen das Gestirn des Tages seine Strahlen durch mein Fenster warf, hatte ich den Beschluß gefaßt, wenn ich in einigen Wochen die Heimath verließe, in den Ferien

nicht mehr dahin zurückzukehren, wenigstens nicht, so lange Sten unter diesem Dache weilte.

Die übrige Zeit, da ich noch bei den Eltern blieb, hielt ich mich so wenig als möglich zu Hause auf. Wenn Sten seine Ausfälle gegen mich begann, beobachtete ich ein beharrliches Stillschweigen. — Ich blieb dabei, ungeachtet er bei allen Gelegenheiten sich auf meine Kosten lustig machte und dann immer lange Sätze aus Thora's Brief citirte.

Meiner Mutter Worte und Dahls Einfluß bewirkten, daß ich meinen Zorn beherrschte und meinem Vorsatz, keine Scene herbeizuführen, getreu blieb.

Endlich brach der Tag an, da ich nach S. zurückkehren sollte. Als ich von meiner Mutter Abschied nahm, war sie in der Speisekammer mit mir allein.

„Siehe zu, lieber Georg, daß Du mir in S. keinen Kummer machst, und daß Du das nächste Mal, wenn Du heimkommst, mir keinen Grund zur Unzufriedenheit gibst, wie Du dieses Mal gethan,“ bemerkte sie, mich umarmend.

„Ich werde Mama keinen Kummer machen,“ erwiederte ich, und mit diesen Worten trennten wir uns.

VIII.

Drei Jahre verflossen nach diesem Abschied von der, welche mir das Leben geschenkt hatte, und während dieser ganzen Zeit sah ich sie nicht mehr.

Sie kam niemals nach S., sondern nur mein Vater oder mein Bruder machte die Reise dorthin, wenn es nöthig war.

Ich hatte gleich bei meiner im Herbst erfolgten Ankunft in S. mir ein paar Schüler zur Ertheilung von Privatunterricht zu verschaffen gewußt und mir somit eine kleine Einkommensquelle eröffnet. Als die Weihnachtferien einfielen, war ich so glücklich, bei einem derselben eine Stelle als Informator zu erhalten.

Ich hatte damals noch nicht das sechszehnte Jahr zurückgelegt.

Das Schicksal fügte es so, daß die Familie, in welcher ich Informator wurde, in der nächsten Nähe von Thora's Pflegeeltern ihren Wohnsitz hatte.

Wir sahen einander also nach siebenmonatlicher Trennung wieder.

Die Liebe, welche unsere Kinderherzen hegten, gewann durch diese Begegnung beträchtlichen Zuwachs.

Thora war sehr gewachsen, und obwohl ich mit meinen damals streng religiösen Begriffen es nicht anerkennen wollte, daß ihr vortheilhaftes Aeußere Eindruck auf mich machte, fand ich sie dennoch sehr einnehmend. Ich fühlte mich auch durch die Liebe berufen, sie von dem Wege der Eitelkeit, Thorheit und Sünde, auf welchem sie meiner Ansicht nach wandelte, wo möglich zurückzuführen, und trat deßhalb auf's Bestimmteste dagegen auf, daß sie tanzte, daß sie bei Darstellungen auf einem Liebhabertheater sich betheiligte u. s. w.

Die Eltern meines Schülers huldigten denselben religiösen Ueberzeugungen, wie Dahl, und ich war in Folge davon bei ihnen gut angeschrieben. Meine Gottesfurcht, meine den Freuden der Welt abholde Lebensweise gefiel ihnen. Ich wurde als ein ungewöhnlicher Jüngling, mit warmer und wahrhafter Liebe zu Gott, gepriesen.

Mein Einfluß auf Thora war wirklich so groß, daß es mir gelang, sie vom Tanzen abzuhalten; und obwohl dieß für sie ein großes Opfer war, unterwarf sie sich demselben dennoch, nur um mir Freude zu machen.

Es schmeichelte meiner sechszehnjährigen Eigenliebe nicht wenig, daß Thora, welche für schön galt und der Gegenstand der Artigkeiten junger Männer war, sich ganz gehorsam meinem Willen fügte, und daß sie eher den Tadel ihrer Pflegeeltern wegen ihrer Laune nicht zu tanzen hinnahm, als gegen etwas verstieß, das, wie sie wußte, meine Mißbilligung erregte.

Zu Ende Januars mußten wir uns trennen, und mein Gefühl für Thora kam mir damals so stark vor, daß es bestimmt

in Zeit und Ewigkeit fortleben mußte. Daß sie jemals aufhören würde, die unbeschränkte Beherrscherin meines Herzens zu sein, war etwas, das ich mir gar nicht denken konnte.

Der Briefwechsel wurde auch lebhafter als früher, und als ich nach meinem ersten Abendmahlsgenuß wieder in ihre Nähe kam, tauschten wir das ernstlichste Versprechen einer Liebe, stark wie das Leben, und einer Treue, unveränderlich bis zum Tode, aus.

Dieses unser letztes Zusammensein bildete inzwischen den Kulminationspunkt für unsere Liebe. Was sie damals war, wurde sie nie mehr.

Ich rückte während dieser Zeit zum Gymnasisten vor, nachdem ich mit Glanz die Schule durchgemacht hatte, und erhielt dann durch Vermittlung von einem meiner Lehrer eine sehr vortheilhafte Hofmeisterstelle bei einem Knaben von neun Jahren, welcher in die Schule sollte.

An meine Eltern schrieb ich, daß ich keiner Unterstützung von ihrer Seite mehr bedürfe, sondern für mich selbst sorgen könne.

Nach meinem Eintritt in das Gymnasium wurden meine strengen Religionsbegriffe beträchtlich toleranter.

Die Fesseln, welche ich meinem Denken bisher angelegt hatte, begannen mir lästig zu werden.

Meine von Natur lebhafte Gemüthsart und mein Forschungstrieb ließen sich auf die Länge nicht durch einen blinden Glauben in Schranken halten. Der Verzicht auf die Freuden des Lebens wurde mir minder leicht, je mehr ich mich entwickelte, und die Strenge gegen mich selbst und Andere ließ bedeutend nach.

Die Familie, in deren Mitte ich während der Ferien mich aufhielt, bestand aus lauter heitern und lebensfrischen Mitgliedern, welche es für unrecht ansahen, wenn man die erlaubten Freuden des Lebens nicht genoß.

Ich begann darum wieder zu tanzen und an all dem unschuldigen Zeitvertreib, welchen ich in den letzten zwei Jahren als sündig und unstatthaft betrachtet hatte, Theil zu nehmen.

Nachdem ich etwas über ein Jahr Gymnasist gewesen war,

verminderte sich das Wohlgefallen an dem Briefwechsel zwischen mir und Thora.

In demselben Maaße, als meine Briefe kürzer wurden, nahmen die ihrigen an Länge zu.

Thora war jetzt ein erwachsenes Mädchen, aber es lag etwas so gründlich Kindisches in Allem, was sie schrieb, daß ich sehr oft nicht im Stande war, ihre Episteln ganz durchzulesen.

Mein Interesse für die Freundin meiner Kinderjahre nahm ab, die Erinnerung an Tante Emilia wurde dagegen desto lebhafter, je mehr mein Verstand sich entwickelte.

Ich verglich sie mit den Frauen und jungen Mädchen, mit welchen ich in Berührung kam, und ich fand letztere bei dieser Vergleichung einfältig und trivial.

Bis zu meinem achtzehnten Jahre behielt ich eine und dieselbe Informatorsstelle.

Am Schluß des Wintersemesters empfing ich einen Brief von meiner Mutter, allerdings kurz wie alle ihre Schreiben, aber von bemerkenswertherem Inhalt als gewöhnlich.

Er lautete ungefähr folgendermaßen:

„Mein lieber Sohn!

„Dein Bruder Sten hat dieser Tage den Pacht eines größern Gutes in Wärmeland übernommen und ist von Hause abgegangen. Dieser Umstand im Verein damit, daß deines Vaters Gesundheit in letzter Zeit wankend war, erregt bei mir den Wunsch, daß Du die Zeit bis zum Beginn des nächsten Cursus auf Besuch bei uns zubringst.

„Meiner Schwester älteste Tochter, deine Cousine Carolina, hält sich gegenwärtig hier auf. Sie wird über den Sommer bei uns bleiben.

„Ich werde Dir zur gewöhnlichen Zeit Pferd und Chaischen schicken, um dich abzuholen. Dein Vater grüßt durch deine

treuergebene Mutter."

Diesem Rufe von meiner Mutter, welche im Laufe von

drei Jahren niemals den Wunsch, ihren jüngsten Sohn zu sehen, geäußert hatte, den Gehorsam zu verweigern, konnte mir nicht in den Sinn kommen. Ich verschaffte mir also einen Kameraden, der meine Stelle als Informator einnahm, und beschloß, den Sommer in dem kleinen Komministershause zuzubringen.

Am bestimmten Tage fuhr Anders mit dem wohlbekannten grünen Chaischen vor Lotte's Hause, wo ich fortwährend meine Wohnung hatte, an.

Nachdem die gutmüthige Frau mich mit einem tüchtigen Frühstück versehen hatte, kutschirte ich auf der wohlbekannten Straße dahin.

Ich empfand etwas wie Freude bei dem Gedanken daran, daß ich meine bejahrten Eltern wieder sehen sollte. — Drei Jahre lagen zwischen diesem und meinem letzten Besuche bei ihnen. Wie sehr hatte sich nicht mein eigenes Ich seitdem verändert!

Ich war jetzt ein hochgewachsener, kräftiger Jüngling, an Körper und Seele völlig ausgebildet, mit einem festen Willen, einer früh gereiften Intelligenz, lebhaften und starken Gefühlen und dem vollen Bewußtsein meiner innern Kraft. Ich kam mir selbst als ein Mann vor, welcher die Thorheiten der Jugendjahre hinter sich gelassen hat. Ich war bereits verliebt gewesen und hatte auch aufgehört es zu sein, und hielt mich darum für berechtigt, mit einer gewissen Ueberlegenheit auf die Frauen herabzusehen.

Ich übersah jedoch einen Umstand, nämlich den, daß ich trotz meiner Geringschätzung für das schöne Geschlecht doch gern bei Frauen war und mich immer am besten in deren Gesellschaft befand. Diese Vorliebe war eine Folge meines Aufenthalts in Tante Emilia's Hause, und des unwiderstehlichen Wohlbehagens, welches der Umgang mit ihr bei mir erregte — etwas, das ich niemals vergessen konnte und beständig wiederzufinden suchte.

IX.

Es war ziemlich spät am Abend, als wir durch das wohlbekannte Gitterthor in den Hof einfuhren.

Die Vögel sangen ihr Abendlied, und das zarte Laub an den Kastanienbäumen nickte dem wiederkehrenden Sohne ein freundliches Willkommen zu. Das Chaischen hielt vor der Freitreppe, meines Vaters großer Hofhund stürzte aus seiner Hütte hervor, um mit einem gewaltigen Gebell zu verkündigen, daß ein Fremder angekommen war.

Die Thüre des Wohnzimmers ging in demselben Augenblick auf, da ich aus dem Fuhrwerk sprang. Mit einem Satze war ich oben auf der Treppe, um diejenige zu umarmen, welche heraustrat. Es konnte Niemand anders sein, als meine Mutter; aber eben da ich in dieser Voraussetzung die Arme öffnete, wich ich ein paar Schritte zurück.

Es war nicht meine Mutter, sondern ein Wesen, das einer Erscheinung aus einer bessern Welt glich; so einnehmend kam sie mir vor.

Ich, sonst nicht gerade mit Schüchternheit behaftet, fühlte mich dennoch bei dieser unvermutheten Begegnung so sehr aus dem Concept gebracht, daß ich, ohne ein Wort zu reden, stehen blieb und das schöne Mädchen anstarrte. Einen Augenblick betrachtete sie mich und dann brach sie in ein herzliches Gelächter aus.

„Kousin Georg, vermuthe ich," sagte sie, mir die Hand reichend. „Du siehst aus, als ob Du bei meinem Anblick erschrocken wärest. Ich bin doch wohl keine solche Medusa?"

Man konnte nicht schöner sein, als sie; aber dessen ungeachtet hatte sie eine mir ärgerliche Miene, ganz als ob sie mich für einen blöden Schulknaben halte, der in der Verlegenheit darüber, sich Auge in Auge mit einem Mädchen zu sehen, den Kopf verlor. Dieß verletzte meine männliche Würde,

so daß ich sogleich meine gewöhnliche ungezwungene Weise wieder annahm.

Ich faßte die dargebotene Hand und küßte sie keck, indem ich sagte:

„Ich war nicht darauf gefaßt, ein so schönes Gesicht zu sehen, und darum wurde ich ganz verwirrt.“

Caroline lächelte ironisch.

„Ei seht doch! die Herren Gymnasisten in S. können Artigkeiten sagen, merke ich. — Lehrt man vielleicht auf dem Gymnasium die Regeln über den guten Gesellschaftston?“

Das Blut brannte mir auf der Stirne, so gereizt war ich durch diesen geringschätzigen Ton. Sie behandelte mich ganz als ob sie einen Schulknaben vor sich gehabt hätte, und dieß, ungeachtet ich meine drei Ellen Höhe und einen recht netten Schnurrbart hatte.

Dieß erheischte Rache, und ich gab mir selbst das Versprechen, sie zu nehmen, obwohl ich jetzt ihren Angriff unerwiedert lassen mußte, weil meine Mutter herauskam.

Sie begrüßte mich mit einer bei ihr ungewöhnlichen Herzlichkeit.

Drei Jahre bei dem Alter, in dem meine Mutter stand, als ich sie das letzte Mal sah, bringen große Veränderungen hervor. — Ihr Haar war grau geworden, ihre Stirne gefurcht, die Wangen eingesunken, und ihr ganzes Aussehen um volle zehn Jahre älter, als damals, wo ich mich von ihr verabschiedete.

Es that mir in der Seele weh, daß sie so bedeutend gealtert war, und ich verstand, daß die letztvergangene Zeit reich an Kummer gewesen. — Daß dieß von Sten herkam, davon war ich in meinem Innern vollkommen überzeugt. Ich hatte in S. Eines und das Andere über ihn gehört, was mir zu der Vermuthung Anlaß gab, daß er nicht, wie es seine Pflicht gewesen wäre, meiner Mutter für alle ihre Liebe lohnte.

Mein Vater war bereits zur Ruhe gegangen, so daß ich ihn nicht mehr zu sehen bekam.

Nachdem ich das von meiner Mutter für mich in Bereit-

schaft gehaltene Abendessen zu mir genommen hatte, sagte ich ihr und Caroline gute Nacht.

Meine Mutter hatte, während ich aß, beinahe allein das Wort geführt, indem sie mir von meines Vaters Krankheit, von dem Mißwachs der beiden letzten Jahre und allen den Bekümmernissen, von welchen sie heimgesucht worden waren, erzählte. Sie sprach ferner die Hoffnung aus, Sten, welcher nunmehr einen vortheilhaften Pacht übernommen hätte, würde ihnen hilfreich an die Hand gehen können.

Caroline war, während meine Mutter redete, stillschweigend an einem der Fenster gesessen. Von Zeit zu Zeit warf sie einen Blick auf mich, welcher mit einem achtzehnjährigen Appetit der Mahlzeit alle Ehre anthat.

Als ich damit fertig war und meine Mutter ausgeredet hatte, waren wir im Begriff, uns zu trennen.

„Du hast dich sehr verändert, lieber Georg," bemerkte schließlich noch meine Mutter; „Du hast deinem Aeußern nach sehr gewonnen; ich hätte niemals geglaubt, daß Du ein so stattliches Aussehen bekommen würdest."

„Und ich nicht, daß die Tante sich vorstellen könnte, er würde einen so guten Appetit haben," fiel Caroline ein. — „Man sieht an Georgs Eßlust genugsam, daß er noch in den Schuljahren steht," setzte sie lachend hinzu. „Gute Nacht, Kousin, schlafe so wohl, wie Du wacker darauf losgegessen hast."

Sie machte einen Bückling und eilte aus dem Zimmer, indem sie es mir überließ, meinen Verdruß, so gut ich konnte, zu verschlucken.

„Caroline ist ein sehr verzogenes, aber dessen ungeachtet ganz gutes Mädchen," sagte meine Mutter. — „Gute Nacht, mein Junge," setzte sie hinzu, „ich habe Sten's Zimmer für Dich eingerichtet."

Sie berührte meine Stirne mit den Lippen und ich nehme für gewiß an, es war das erste Mal, daß ich eine solche Liebkosung von meiner Mutter erhielt.

Auf Sten's ehemaligem Zimmer angekommen, hatte ich keinen andern Gedanken als den an Caroline. Ihre Art und

Weise ärgerte mich, ihr Aussehen hatte mich entzückt, und gerade darum konnte ich es nicht ertragen, von ihr wie ein Knabe behandelt zu werden. — Die Begierde, über das schöne Mädchen den Sieg davon zu tragen, so daß sie mit ihrer Neigung an mich gefesselt würde, stand bereits nach diesem kurzen Beisammensein lebhaft vor meiner Einbildung.

Es war, als ob es eine Thora gar nie gegeben hätte.

Früh am folgenden Morgen war ich unten im Garten, vollkommen überzeugt, daß Caroline noch schliefe; aber als ich in die Nähe des kleinen Pavillons kam, wo wir, ich und Thora, so manches Mal als Kinder gespielt hatten, vernahm ich eine klare Stimme, welche sang:

„Was ich versprochen, werd ich halten,
Und lieben niemals mehr als drei."

Ich blieb stehen, um zu horchen und mit einer gewissen musikalischen Ueberlegsamkeit zu beurtheilen, wie weit sie rein sang.

Im Vorbeigehen will ich nur erwähnen, daß ich auf dem Gymnasium zu S. einer der vornehmsten Sänger war und für einen ganz guten Tenor galt.

Zu meinem Leidwesen konnte ich indessen nicht entdecken, daß die schöne Stimme um einen einzigen Ton fehlte — etwas, das mich lebhaft ärgerte, da ich nicht im Mindesten zweifelte, daß Caroline die Sängerin war. Es würde mir wirklich zur Freude gereicht haben, sie über einer falschen Note zu betreffen.

„Guten Morgen, schöne Kousine!" grüßte ich, zu ihr eintretend; „ich glaube, Du singst dein Sündenbekenntniß. Das ist gut gethan von Dir!"

„Ah, das Kind ist schon auf!" rief Caroline. „Du steigst wirklich in meiner Achtung dadurch, daß Du so früh das Bett verlassen konntest. Schulknaben pflegen, wenn sie daheim sind, von Herzens Grund zu schlafen und sich so dafür schadlos zu halten, daß sie, so lang der Unterricht dauert, so früh aufstehen dürfen."

„Ja, Schulknaben möglicher Weise, aber nicht Gymna-

sisten," fiel ich ein, indem ich neben Caroline auf der Bank Platz nahm.

„Schule ist Schule, mein Lieber," meinte sie und sah mich von der Seite an. „Ob sie Gymnasium benannt wird oder nicht, das ist einerlei; es ist doch eine Unterrichtsanstalt für Knaben. — Aber, Georg, was ist das für eine Art und Weise, sich so auf mich hinzusetzen. Sei so gut und rücke ein wenig weg. Du bist doch zu groß, um noch auf den Schoos genommen zu werden."

„Davon ist auch nicht die Rede," lautete meine Antwort, „und Du mußt schon gestatten, daß ich an deiner Seite bleibe, ungeachtet ich deiner Auffassung nach ein Schulknabe bin."

„Wärest Du Student, so könnte nie geschehen, daß Du da sitzen bliebest, das kann ich dich versichern; nun aber mag es so hingehen, da Du noch ein Kind bist. — Drücke dich indessen ein wenig zusammen, denn Du siehst wohl, daß ich den Arm nicht rühren kann," setzte sie hinzu und fuhr mit der Nähnadel so weit hinaus, daß sie mich beinahe in die Nase gestochen hätte.

„Ah so, Du hältst mich für ein Kind?" nahm ich wieder das Wort. „Wie alt glaubst Du denn, daß ich bin."

Bei dieser Frage strich ich meinen Schnurrbart, welcher allerdings nicht so groß war, um daran zu drehen, aber doch vollkommen genügte, den Beweis zu liefern, daß ich die Kinderschuhe vertreten hatte.

„Ah, Du zählst wohl sechszehn, oder auch siebzehn Jahre, denke ich mir. Ein Junge von diesem Alter steht mit einem Mädchen von eilf bis zwölf Jahren auf gleicher Stufe."

„Das heißt also, die Mädchen werden bei Zeiten alt. Nach dieser Berechnung bist Du wohl ebenso klug und verständig wie ein Mann von dreißig. Du bist zum Mindesten etliche zwanzig Jahre alt?"

„Etliche zwanzig!" brach Caroline aus und ließ Nadel und Faden fahren. „Willst Du wirklich behaupten, ich sehe so aus, daß ich ein solches Alter haben müsse?"

„Wenn ich nach deinem Aussehen schließen sollte, so...."

Ich schwieg. Es war offenbar, daß Caroline mit einer ge-

wissen Ungeduld wartete, ich würde meinen Satz vollenden — etwas, das ich zu thun nicht für gut fand.

„Nun, wie alt soll ich denn deiner Vermuthung nach sein?“ fragte sie nach einer Pause.

„Ich weiß nicht, ob ich es sagen darf.“

„O, sprich ohne Furcht. Du darfst nicht glauben, daß ich irgend ein Gewicht auf deine Ansicht von der Sache lege.“

„Das ist wahr, wir sind so ungleichen Alters, daß Du so etwas nicht wohl thun kannst; denn Du könntest so ein Stück von Mama für mich sein.“

„Zum Mindesten wäre das ein sehr kleines Stück,“ meinte Caroline; „so schrecklich viel älter als Du bin ich doch wohl nicht.“

„Der Abstand zwischen uns beträgt doch immerhin sieben bis acht Jahre,“ entgegnete ich sehr ernst. „Du hast ja fünfundzwanzig zurückgelegt.“

„Fünfundzwanzig!“ rief Caroline aufspringend. „Behauptest Du wirklich, ich ....“

„Du siehest aus, als ob Du so viel Winter auf dem Nacken hättest. Ja, das behaupte ich. Uebrigens weiß ich, daß Tante Charlotte's älteste Tochter auf dieser Stufe steht.“

„Aber Du wirst entschuldigen, ich bin die jüngste ....“

„Sollte die älteste von meinen Kousinen wirklich gegen dreißig sein?“ fiel ich ein.

„Höre, Georg, ist es deine Absicht, naseweis zu sein?“

„Wie meinst Du?“

„Du kannst unmöglich so denken, wie Du redest; sondern Du thust es blos, um mich zu reizen.“

„Ich verstehe Dich nicht,“ sagte ich in dem unschuldigsten Tone von der Welt.

„Du glaubst doch nicht, daß ich wie eine fünfundzwanzig Jahr alte Person aussehe; es wäre ja entsetzlich, eine so antike Physionomie zu haben.“

„Aber, liebe Caroline, wenn nur andere Leute nicht so denken wie ich, dann kannst Du ja ruhig sein; denn in deinen Jahren wirst Du dich nicht darum bekümmern, was ein Knabe für eine Auffassung in diesem Fall hat.“

Caroline schwieg einen Augenblick und nahm dann ihren Platz wieder ein, indem sie sagte:

„Darin hast Du allerdings Recht; aber ich wünschte doch zu wissen, ob ich wirklich ein solches Aussehen habe, wie Du behauptest."

„Ja, das weiß ich nicht," lautete meine Antwort; „aber Du kannst ja der Sache dadurch ein Ende machen, daß Du sagst, wie alt Du bist."

„Ein Jahr älter als Du."

„Unmöglich, denn wenn ich sechszehn Jahre alt bin, wärest Du erst siebzehn."

„Nun aber bist Du achtzehn, und ich somit neunzehn," fuhr Caroline heraus, nachdem sie die Geduld ganz verloren hatte.

„Das lautet höchst unwahrscheinlich, und wenn Du es nicht sagtest, würde ich es gewiß nicht glauben."

„Du kannst thun, was dir beliebt."

Damit erhob Caroline sich rasch und eilte hinweg.

Es war mir somit schon am ersten Tage gelungen, sie zu ärgern. Zufrieden mit diesem Erfolg, unternahm ich einen längern Streifzug, um in einigen der Bauernhäuser im Dorfe, wo ich sonst wie ein Kind aufgenommen worden war, einen Besuch zu machen.

Zum Frühstück erschien ich wieder daheim und traf jetzt meinen Vater, welcher in dem halben Jahr, da ich ihn nicht gesehen hatte, bedeutend abgefallen war. Zu Zeiten litt er an rheumatischen Schmerzen in den Beinen, so daß er sehr übel daran war.

Der alte Mann fühlte sich hoch erfreut, mich zu sehen, und war sehr vergnügt darüber, daß ich ein so gutes Lob hatte. Ja er schien stolz auf seinen Sohn zu sein und äußerte dieß auch — etwas, das trotz meiner ruhigen Miene mir deßhalb gerade wohl that, weil Caroline es mit anhörte.

Sie war sehr ungnädig gegen mich.

Am Nachmittag, als des Probstes ältester Sohn, ein neugebackener Student, zu Besuch kam, bot Caroline alle ihre Kräfte

auf, um mich fühlen zu lassen, welcher Unterschied in ihren Augen zwischen einem Studenten und Gymnasisten bestände.

Sie fragte mich gelegenheitlich, als Conrad Aker, der Sohn des Probstes, auf die Hauslehrerstelle, welche ich bekleidet hatte, das Gespräch brachte:

„Es waren wohl kleine Knaben, deine vormaligen Schüler?"

„Der älteste war zwölf, der jüngste zehn Jahre alt," antwortete ich, mich stellend, als ob ich die Frage nicht verstände.

„Sie waren somit in gleichem Alter mit Dir?" fuhr sie in wegwerfendem Tone fort.

Aker lachte, und ich fühlte mich halb wahnsinnig, besaß aber noch Stolz genug, um nicht merken zu lassen, daß sie einen empfindlichen Punkt getroffen hatte, weßhalb ich schwieg und Aker lachen ließ.

Um mich nicht allzulang bei dieser Periode meines Lebens aufzuhalten, welche meinem Herzen nicht sonderlich viel Ehre machte, weil die verwundete Eigenliebe mich antrieb, nach Caroline's Gunst zu streben, will ich einen Zeitraum von einigen Wochen überspringen.

Caroline und ich hatten in beständigen Scharmützeln gelebt. Ich zeigte mich unzugänglich für ihre Sticheleien, und wenn sie mich einen Schulknaben nannte, lachte ich trotz des Verdrusses, den ich darüber empfand, und lohnte ihr damit, daß ich sie als ein Mädchen behandelte, welches bald unter die Zahl derer zu rechnen wäre, welche nur noch den letzten Trumpf auszuspielen hätten. Ich spottete über ihre Schwäche, sich jünger machen zu wollen, und bei diesen kleinen Streitigkeiten gewann ich immer insofern den Sieg, als es mir gelang, sie zu ärgern.

Wir waren zu Ende Juli's angekommen, als ich gegen Abend von einem längeren Streifzug heimkehrte, der mich seit dem frühen Morgen von Hause fern gehalten hatte. Als ich in das Haus trat, kam mir meine Mutter mit dem Ausrufe entgegen:

„Lieber Georg, bei deinem Vater ist es mit seinen Beinen viel schlimmer geworden, und er kann sich nicht von der Stelle rühren. Er weiß sich keinen Rath, wie er es am Sonntag

machen soll, da er in der Filialkirche zu predigen hat. Ich habe nach dem Probsthof geschickt, um fragen zu lassen, ob der junge Aker es nicht übernehmen wollte, an seiner Stelle den Gottesdienst zu halten, bekam aber zur Antwort, derselbe wäre verreist und würde vor dem nächsten Mittwoch nicht heimkehren. Wie sollen wir es nun anstellen?"

„Ich werde wohl an Papa's Stelle predigen müssen," antwortete ich ganz ruhig.

„Du!" rief meine Mutter.

„Ein Gymnasist!" fiel Caroline's Stimme hinter mir ein.

„Warum nicht? — Ein Gymnasist ist in diesem Fall ebenso verwendbar, vielleicht noch mehr, darum weil er noch ein wärmeres Interesse für Gottes Wort hat.

„Ja, das ist wahr, Du bist ja Lehrer gewesen," fuhr Caroline fort; „aber, liebe Tante," setzte sie, zu meiner Mutter gewendet, hinzu, „es geht wohl nicht an, daß ein achtzehnjähriger Junge als Prediger für alte Leute auftritt."

„Noth kennt kein Gebot," antwortete meine Mutter seufzend, „und Georg sieht weit älter aus, als er ist. Wir wollen sogleich einen Boten an den Bischof in S. schicken."

Caroline zuckte die Achseln, und es wurde nicht weiter von der Sache geredet.

Als der Sonntag anbrach, war ich es, der in der Eigenschaft des Predigers sich nach der Filialkirche begab.

Die Zuversicht zu mir selbst war jetzt verschwunden. Nur selten in meinem Leben habe ich so viel wirkliche Demuth in meinem Herzen empfunden, als es damals der Fall war.

Beim Eintritt in die Sakristei verschwand jedoch alle Verzagtheit und ich dachte blos daran, so gut es in meinen Kräften stände, die mir auferlegte Pflicht zu erfüllen.

Die Kirche war gedrängt voll, als ich heraustrat, um den Altardienst zu verrichten. Ruhig und ernst begann ich die Gebete. In diesem Augenblick stand nur eines klar vor mir, nämlich die Wichtigkeit des Auftrags, den ich erhalten hatte.

Der Kanzelpsalm war abgesungen, und ich begann meine Predigt.

„Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“

In diesem entscheidenden Momente fielen meine Augen auf die Bänke unten und hafteten auf dem schönen Angesicht von Caroline. Ich war nahe daran, außer mir zu kommen, erinnerte mich aber noch zu rechter Zeit, daß alle andern Gedanken verbannt werden müßten, und schaute nicht mehr dahin, wo sie saß. Als der Gottesdienst zu Ende war und ich auf den Kirchhof trat, näherten sich einige der angesehensten Bauern des Kirchspiels, um mir für die schöne Predigt zu danken.

Caroline und ich fuhren mit einander nach Hause.

„Nun, das ging ja recht gut für Dich,“ sagte sie, als wir in dem Chaischen saßen. „Mir war recht ängstlich zu Muthe, Du würdest dich dumm dabei benehmen, und weißt Du, ich dachte besonders daran, wie vermessen es von Dir wäre, als Verkündiger von Gottes Wort auftreten zu wollen.“

„Ich hatte denselben Gedanken, als ich zur Kirche fuhr,“ antwortete ich.

Während des Restes vom Heimweg wechselten wir kein Wort weiter. Ich kutschirte und fühlte mich nicht geneigt zum Sprechen; aber von Zeit zu Zeit blickte ich nach Caroline's schönem Angesicht; es hatte einen sanften und ernsten Ausdruck.

Am Nachmittag fuhr ich mit Caroline nach dem Probsthof. Sie war freundlich und mild, wie sie bisher noch nie gewesen, und redete mit mir, als ob ich plötzlich meinem Lebensalter ein paar Jahrzehnte zugelegt hätte. — Auf unserem Heimweg waren wir die besten Freunde. Ich scherzte zuletzt mit ihr darüber, daß ich so in aller Eile aus einem unbedeutenden Knaben in einen Mann, vor dem sie nun einen gewissen Respekt hätte, verwandelt worden wäre.

Dieser Scherz von meiner Seite mißfiel indessen Caroline. Als wir am Abend uns trennten, war meine Neigung zu ihr größer als je, und meine Begierde, einmal von ihr zu hören, daß ich geliebt wurde, regte sich mit vermehrter Heftigkeit.

Ich mußte diesen Triumph haben, mochte es kosten, was es wollte.

X.

Einige Tage nach meinem Auftreten als Prediger langte ein Brief an mich an. Ich saß im Pavillon, damit beschäftigt, ein Muster für Caroline zu zeichnen, als meine Mutter mir denselben einhändigte.

Der erste Blick auf die Handschrift sagte mir, daß er von Thora kam. Ich legte ihn mit jenem Gefühl von Unbehagen auf die Seite, welches man empfindet, wenn man an Etwas erinnert wird, das seit längerer Zeit in Vergessenheit gerathen ist.

Meine Mutter entfernte sich, nachdem sie mir den Brief übergeben hatte, und Caroline warf einen forschenden Blick auf denselben.

„Nun, bist Du nicht neugierig zu erfahren, was das Schreiben enthält?“ bemerkte sie, als ich den Brief unberührt liegen ließ.

„Damit hat es keine Eile,“ lautete meine Antwort.

„Das ist ja eine Frauenhandschrift,“ begann Caroline wieder, indem sie die Hand ausstreckte und die Adresse betrachtete.

„Es sieht von der Ferne aus, als ob ein Mädchen die Schreiberin davon wäre.“

„Ein Mädchen?“ wiederholte Caroline und drehte den Brief um und um. „Korrespondirst Du mit Mädchen?“ setzte sie hinzu und wurde purpurroth. „Er kommt wohl von Thora?“

Caroline hatte hastig den Brief bei Seite gelegt und bückte sich wieder auf die Arbeit nieder.

„Du hast es errathen.“

Es trat eine Pause ein.

„Die Tante hat mir erzählt,“ nahm endlich Caroline wieder das Wort, „daß zwischen Dir und Thora ehemals eine Kinderneigung bestanden habe, und in solchem Fall wundert es mich, daß Du den Brief so lang ungelesen liegen lässest.“

„Du sagtest, glaube ich, eine Kinderneigung habe ehemals zwischen uns bestanden,“ fiel ich ein.

„So hat die Tante erzählt.“

„Aber, liebe Caroline, Du siehst mich ja jetzt noch für ein Kind an, und da kann denn von dem Worte ehemals nicht die Rede sein.“

„Das will sagen, daß Du Thora noch gern hast.“

„Ja wohl.“

Jetzt warf ich einen Blick auf Caroline, welche in diesem Augenblick sich in den Finger stach, so daß es blutete, worauf sie zu weinen begann.

Ich wollte den verletzten Finger sehen, aber Caroline riß die Hand hinweg und meinte, es müsse mir ganz gleich sein, ob sie sich wehe gethan habe oder nicht, ich kümmere mich doch nichts um sie, außer sofern es sich darum handle, sie zu necken. — Dabei floßen ihre Thränen noch reichlicher.

Das war für einen Gymnasisten zu viel. Der Moment, nach welchem ich mich so lang gesehnt hatte, war jetzt erschienen. Ich rückte also mit einer Erklärung heraus und erhielt unter einer Fluth von Thränen das Bekenntniß, daß ich geliebt sei.

Was für ein glücklicher Augenblick war das! Wie jubelten nicht die Eigenliebe, die Eitelkeit und das Herz, obwohl ich der Wahrheit gemäß bekennen mußte, daß das letztere am wenigsten Theil an meinem Glück hatte.

Von der Zeit, welche zwischen diesem Augenblick und der Stunde lag, da ich der Heimath Lebewohl sagte, ist nicht viel zu erwähnen. Ich genoß meinen Sieg, war glücklich, wie man mit achtzehn Jahren ist, wenn man einen seiner lebhaftesten Wünsche erfüllt sieht und nicht an die Zukunft denkt.

Thora's Brief hatte ich bis zu dem Abend vor meiner Abreise, wo ich ihn unter meinen Papieren fand, völlig außer Acht gelassen.

Ein Gefühl von Reue wandelte mich an.

Ich erbrach den lang vergessenen Brief von ihr, welche vor einem Jahr den Gegenstand aller meiner Gedanken ausgemacht hatte. Jetzt war es für mich etwas Peinliches, mir sagen zu

müssen, ich habe mir dieselbe so ganz aus dem Sinn geschlagen, daß ich einen Brief von ihr drei ganze Wochen uneröffnet liegen ließ.

Nachdem ich diese Zeilen durchlesen hatte, welche von Gefühlen diktirt worden, die in demselben Maaße an Stärke gewonnen zu haben schienen, als die meinen sich abschwächten, wäre ich geneigt gewesen, sie um Vergebung dafür zu bitten, daß ich sie nicht länger lieben konnte. Eine brüderliche Freundschaft war Alles, was ich zu geben vermochte. Aber dieser vergessene Brief hatte noch eine andere Wirkung. Er weckte mich gewissermaßen aus dem berauschenden Traum, welcher mich an Caroline fesselte.

Als ich am folgenden Morgen Caroline Lebewohl sagte, that ich es ohne Schmerz und Wehmuth. Es war, als ob die Flamme am vorangehenden Abend erloschen wäre. Mit jugendlichem Leichtsinn trennte ich mich von dem Gegenstand, welcher dieselbe einmal entzündet hatte. Es war mir auch um so wohler um's Herz, je größer der Abstand zwischen uns wurde und je näher ich S. kam.

Die Erinnerung an Tante Emilia erwachte wieder und damit der brennende Wunsch, meine Kenntnisse möglichst zu erweitern, und der feste Entschluß, mir eine schöne und verdienstliche Laufbahn zu eröffnen, welcher durch sie entflammt und genährt worden war.

Die Arbeit wurde in dem Jahre, da ich mit dem Besuch des Gymnasiums fortfuhr, meine einzige Geliebte, diejenige, für welche ich mit ganzer Seele schwärmte.

Schon den nächsten Winter nach meinem letzten Besuch daheim starb mein Vater. — Mein Bruder hatte sich kurz zuvor verheirathet, ohne daß ich seiner Hochzeit anwohnte, weil ich weder an dem Gymnasium, das ich frequentirte, noch in der Hauslehrerstelle, welche ich im Herbst angetreten hatte, Vakanz machen wollte.

Bei meines Vaters Begräbniß, da ich mich ein paar Tage im Komministershause aufhielt, trafen wir, ich und Sten wieder zusammen. Kalt und steif war das Verhältniß zwischen uns. Es wäre allerdings nicht wohl angegangen, den minder freundschaft-

lichen Empfindungen, die ich gegen ihn hegte, auf irgend eine Weise Luft zu machen. Meiner Mutter ökonomische Lage war überdieß so traurig, daß dieselbe ihren Söhnen Anlaß zur Beunruhigung geben mußte.

Sie hoffte allerdings, zwei Gnadenjahre zu bekommen, und Sten versprach zugleich, sie sollte keine Noth leiden dürfen, sondern könnte ihre alten Tage bei ihm verleben; aber Hoffnungen und Versprechungen sind noch keine Wirklichkeiten.

Sten hatte mit seiner Frau einiges Vermögen bekommen und hielt sich in Folge davon für einen reichen Mann, welcher mit voller Zuversicht seiner Mutter ein sorgenfreies Alter versprechen könnte.

Ich war allerdings nur ein unerfahrener Jüngling, aber ich kannte Sten's Unvermögen hauszuhalten, und wußte, wie er im Laufe der Jahre, die er daheim zugebracht, zu dem Ruin der Eltern beigetragen hatte. Genug, ich baute wenig auf sein Versprechen.

Den Tag nach dem Begräbniß kehrte ich nach S. zurück.

Caroline war nicht mehr im Kommministershause. Sie hatte es einen Monat nach meinem Abgang nach S. verlassen, und ich war recht froh, unter diesen traurigen Verhältnissen nicht mit ihr zusammenzutreffen.

Als ich wieder in S. war, schrieb ich an sie und an Thora, um ihnen die Veränderungen, welche eingetreten waren, mitzutheilen.

Der Brief an Caroline war kurz und enthielt kein Wort weiter als den Bericht von meines Vaters Hingang. Der an Thora war länger, und darin redete ich viel von brüderlicher Anhänglichkeit, ohne einen der zärtlichen Vorwürfe, welche sie mir gemacht hatte, zu beantworten.

Durch diese Briefe glaubte ich das Verhältniß mit meinen beiden Kousinen abgeschlossen zu haben und dachte nicht weiter an sie.

Meiner Mutter zweites Gnadenjahr war noch nicht zu Ende gegangen, da wurde ich Student.

Ich war jetzt zwanzig Jahre alt.

Mit meinem Maturitätszeugniß für das akademische Studium in der Tasche, machte ich einen kurzen Besuch bei meiner Mutter und weilte zum letzten Mal unter dem Dache des Hauses, wo ich meine Kinderjahre verlebt hatte. Ich hielt mich jedoch nur einige Wochen auf, weil ich eine neue Hofmeistersstelle, die selbst bis auf die Universität sich fortsetzen sollte, so bald als möglich anzutreten gedachte.

Meines Vaters Nachfolger wurde der frühere Adjunkt des Probstes, Magister Dahl.

Es gewährte mir große Freude, ihn zu sehen, allein schon bei unserem ersten Zusammensein geriethen wir in eine ernste Disputation über den Glauben.

Die Jugend ist das Alter der Extreme, und man geht da leicht von dem einen zum andern über. So war es der Fall bei mir. Als ich das letzte Mal mit Dahl zusammengetroffen, war ich seinen religiösen Grundsätzen blindlings ergeben. Jetzt hatte es bei mir umgeschlagen und ich huldigte der ganz entgegengesetzten Ueberzeugung.

Die Vernunft und den freien Willen stellte ich nun am höchsten und betrachtete den Menschen als ein Wesen, das sich sein Schicksal selber schuf und über die Ereignisse gebieten konnte.

Von der Höhe des Glaubens bis zur Tiefe des Unglaubens ist nur ein einziger Sprung, und es geht gewöhnlich sehr leicht, denselben zu thun; aber um aus der Tiefe des Zweifels sich wieder emporzuarbeiten, dazu ist mancher bittere Streit, mancher heftige Kampf erforderlich. Eine solche Wiederauferstehung wird nicht ohne Jahre von Leiden erkauft.

Dahl war über meine irreligiöse Denkart ganz erstaunt. Er suchte dieselbe nicht einmal zu wiederlegen, sondern sagte ganz einfach:

„Das Leben wird es übernehmen, Dir zu beweisen, daß Du deine menschliche Bestimmung gar nicht verstehst, wenn Du den göttlichen Ursprung, von welchem Alles ausgegangen ist, in Abrede ziehst. Die Zeit wird kommen, da Du mit Abscheu und Ekel dich von den Grundsätzen, welche Du jetzt hegst, abwenden wirst. — Einen Blinden von dem Werthe des Sonnenlichtes

überzeugen zu wollen, wäre ein eitles Bemühen; ebenso fruchtlos ist es, einen Gottesleugner zur Erkenntniß von Gottes Güte bringen zu wollen, bevor er durch Leiden zum Gefühl derselben erweckt worden ist. Wir zweifeln nicht ungestraft. — Der Glaube macht des Menschen Stärke und Glück hier im Leben aus."

Ich wollte von diesen Sätzen, da sie ausgesprochen wurden, nichts wissen, weil sie mit meiner Ueberzeugung allzu sehr in Widerspruch standen; aber Dahls Worte sollten manches Mal in meinem Leben mir in der Seele widerhallen.

Nach vierzehntägigem Aufenthalt in meinem Vaterhause sagte ich demselben ein schließliches Lebewohl.

Ganz anders sollte die Welt und das Leben vor meinen Augen stehen, als ich das nächste Mal diese Gegend wieder sah. Ein Jahrzehend war vorübergegangen und hatte den lebensfrischen und kecken Jüngling in einen Mann verwandelt, welcher Erfahrung gewonnen und Illusionen abgestreift hatte.

Die Reise aus der Heimath ging nach einem andern Theil von Westgothland, wo ich meine neue Hauslehrerstelle antreten wollte.

Ich kannte die Menschen nicht, in deren Mitte ich nunmehr leben sollte, und dachte auch nicht sonderlich darüber nach, wie sie wohl sein möchten. Ich hatte bereits zwei Informatorstellen bekleidet und hegte die Zuversicht, daß es mir im Allgemeinen nicht schwer fallen würde, mich in die Personen zu schicken, mit welchen ich in Berührung käme.

Mein Gemüth war heiter, mein Vertrauen auf die Zukunft groß und mein Selbstgefühl ebenso, daß ein Kampf mit mir nicht sehr leicht werden durfte, im Fall ich auf Menschen stieße, welche möglicher Weise auf den Einfall gerathen könnten, einen Versuch zu machen, was Uebermuth über mich vermöchte.

Mit dieser Gesinnung hielt ich meinen Einzug in Erikstorp bei dem Lieutenant Mallmenius.

Zweite Periode.

Die Informatorszeit.

I.

Es war in den ersten Tagen des Juni, als ich wohl gerüttelt und bestäubt auf dem Hofe von Erikstorp anfuhr.

Das stattliche Hauptgebäude mit seiner säulengeschmückten Freitreppe und seinen hohen Fenstern hatte etwas von dem Aussehen eines modernen Schlosses und erregte bei dem Ankommenden einen ziemlich hohen Begriff von dem Luxus und der Pracht, welche im Innern dieser Wohnung herrschen mußten, deren ganzes Aeußere ein unverkennbares Gepräge davon trug.

Der Eindruck war auch von der Art, daß ich für gut fand, meinen kleinen Postknecht vor einem Flügel halten zu lassen.

Der Bursche hatte mir, während er die Zügel führte, unbegreiflich viel von dem „Lieutenant" zu erzählen gehabt. Er bedauerte mich, daß ich in das Herrenhaus kommen sollte, denn da hatte es bis jetzt kein Informator lang aushalten können. Mit dem Lieutenant war es entsetzlich schwer auszukommen, desgleichen mit der gnädigen Frau, und nicht weniger mit den Kindern, das wußte mein Postbube ganz genau.

So wenig verlockend diese Schilderung Jedermann vorkommen

mußte, ließ ich mich dennoch hiedurch nicht abschrecken, sondern sprang keck von meinem Karren herab und schaute mich ringsum nach Jemand, der mir einen Nachweis darüber geben könnte, wo das Zimmer des künftigen Informators gelegen wäre.

Ich gewahrte endlich einen alten Burschen in einer goldverzierten Livree, welcher ganz gravitätisch von dem Hauptgebäude herankam.

„Der Herr heißt gewiß Sehlberg," äußerte der alte Diener, indem er mich vom Kopf bis zu den Füßen musterte, „und ist der erwartete Informator, wie ich vermuthe."

Dabei warf er einen verächtlichen Blick auf das anspruchslose Fuhrwerk.

„Sie haben es errathen, mein Freund," antwortete ich, „und daraus folgt, daß ich wünsche, auf mein Zimmer geführt zu werden und meinen Koffer dahin gebracht zu sehen."

Der alte Diener schaute mich mit einer überlegsamen Miene an und äußerte dann, ohne mir eine Antwort zu geben, gegen den Postbuben:

„Fahre mit dem Karren nach dem Stall hin."

„Aber der Koffer da?" fragte der Junge.

„Ich werde ihn holen lassen; zugefahren."

Ich konnte mich bei dem Anblick von dem stolzen Kopfnicken des Dieners unmöglich eines Ausbruchs von Munterkeit enthalten. Der Postbube blickte ganz ehrfurchtsvoll zu dem vornehmen und feinen Knecht empor, welcher wahrscheinlich so lang Livree getragen und in adeligen Häusern herumgelungert hatte, daß er am Ende sich einbildete, er gehöre selbst zur Noblesse.

Die Achtung vor dem Herrn Bedienten schien bei dem Jungen so groß, daß er augenblicklichen Gehorsam hier ganz am Platze fand — und darum sogleich die Zügel faßte. Ich hielt ihn jedoch zurück und sagte ganz munter:

„O nein! Nicht so eilig. Ich will vorher meine Rechnung mit dir abmachen, und dann kannst Du den Koffer dem da geben" — ich deutete mit einer Kopfbewegung auf den Bedienten — „so kann er ihn auf mein Zimmer tragen."

Der Alte starrte mich an, als ob ich ihm einen Schlag ins

Gesicht gegeben hätte, und der Postbube sperrte Maul und Augen auf und vermochte sich kaum so weit von seiner Bestürzung zu erholen, um das Geld in Empfang nehmen zu können. Er schien völlig entrüstet über mein Benehmen gegen den Diener.

Nachdem dieser mich eine gute Weile angestarrt hatte, drehte er sich mit einem verächtlichen Blick auf meinen kleinen Koffer um und rief:

„Pehr!"

Im Augenblick wurde ein jüngerer, livreebekleideter Lümmel sichtbar. Sein Rock und seine Beinkleider waren indessen bei weitem nicht so reich mit Gold galonirt, wie bei dem Alten.

„Nimm den Koffer des Herrn und führe ihn selbst auf das Informatorszimmer," sprach der Alte und wandte mir den Rücken, indem er ganz stolz wieder auf das Hauptgebäude zumarschirte.

Pehr, ein Bursche von achtzehn oder neunzehn Jahren, mit ein paar schlauen und lebhaften Augen, lud meinen Koffer auf, nickte mir ganz vertraulich zu und schritt quer über den Hof auf den linken Flügel zu.

Ich folgte ihm nach.

Wir stiegen eine Treppe hinauf, welche keineswegs auf das Prädikat der Sauberkeit Anspruch machen konnte, da dieselbe sicherlich diesen Sommer noch nicht gescheuert worden war. — Als wir hinaufgekommen waren, befanden wir uns auf einem langen Korridor, welcher rücksichtlich der Reinlichkeit vollkommen zu der Treppe stimmte.

An der dritten Thüre von der Treppe aus hielten wir an und traten sofort in ein großes, helles, sparsam möblirtes Zimmer. — Es war augenscheinlich, daß man es nicht der Mühe werth erachtet hatte, die Wohnung des Informators mit einigem Ueberfluß von Möbeln oder überhaupt mit irgend einem Gegenstand zu versehen, welcher demselben einen Anschein von Annehmlichkeit oder Comfort gewähren konnte.

Ein einfaches Fallbett, ein bemalter Tisch, ein kleines polirtes Schreibpult, vier Stühle, ein Spiegel und eine Kommode machten das ganze Geräthe aus, welches in dem mit drei Fenstern versehenen Gemache viel leeren Raum dazwischen übrig ließ.

Gardinen am Fenster oder Umhänge um das Bett waren Luxusartikel, welche man als überflüssig betrachtete, und das Ganze hatte ein im höchsten Grade ungemüthliches und dürftiges Aussehen.

Ich sagte jedoch nichts, aber ich dachte, der „Lieutenant" sollte schon damit zu thun bekommen, ihm eine freundlichere Gestalt zu geben, weil ich keine besondere Lust verspürte, mich mit Stühlen zufrieden zu geben, auf welchen man kaum sitzen konnte, so gebrechlich waren sie.

Pehr setzte seinen Koffer ab und erklärte, die Herrschaft speise um drei Uhr zu Mittag und es werde sich für den „Magister" nicht der Mühe verlohnen, früher hinzugehen, wenn der Herr Lieutenant ihn nicht rufen lasse.

Als der freundliche Pehr sich entfernt hatte, warf ich mich auf das Bett, denn ein Sopha fand sich nicht vor.

Mein erstes Entree in Erikstorp hatte nicht viel versprochen, und im Fall ich zu den weichlichen und empfindsamen Gemüthern gehört hätte, würde ich mich bestimmt niedergeschlagen gefühlt haben. Jetzt ärgerte mich die offenbare Gleichgültigkeit, welche man dem Lehrer der Kinder bewies, und ich beschloß, sobald ich mit dem Herrn und der Frau bekannt wäre, ihnen eine Lektion darin zu geben, welche Behandlung man demjenigen schuldig wäre, der ihre Kinder zu erziehen hätte.

Inzwischen zog ich einen Brief von Rektor D., welcher mir diese Stelle verschafft hatte, aus der Tasche. Er sprach darin von der Familie, in deren Schooße ich meinen Aufenthalt nehmen sollte. Als ich das Schreiben erhielt, hatte ich es nur ganz flüchtig durchgelesen, denn mir, der ich seit meinem sechszehnten Jahre den Hauslehrer gemacht hatte, dünkte es eine Unmöglichkeit, auf eine Stelle zu kommen, wo es mir schwer fallen sollte, mich gebührend zurecht zu finden.

Jetzt erinnerte ich mich, daß der Rektor darin besonderer Familienverhältnisse Erwähnung gethan hatte. Ich schlug also den Brief aus einander, um die Zeilen zu lesen, welche sich um die Familie Mallmenius drehten.

— — — „Die Stelle ist," schrieb der Rektor, „wie Du

im Vorangehenden findest, pekuniär vortheilhaft, und darum habe ich sie für dich angenommen, weil Du als ein armer Junge darauf vor allen Dingen sehen mußt; aber ich halte es gleichwohl für meine Pflicht, Dir mitzutheilen, daß noch kein Informator vor dir länger als höchstens ein Jahr es dort auszuhalten vermochte. Es müssen eigene Umstände sein, welche bewirkten, daß sie nicht bleiben konnten oder wollten. Der Lieutenant wird als ein despotischer Herr geschildert. Doch das ist ein Fehler, welchen man bei allen reichen Leuten wieder findet. Mallmenius ist ein ungemein reicher Mann. Er ist zweimal verheirathet gewesen und hat aus der ersten Ehe eine Tochter und einen Sohn, welcher letzterer dein Zögling ist. — Von seiner gegenwärtigen Frau hatte er einen Sohn, welchem die Tante von Frau Mallmenius, eine reiche alte Dame, ihr ganzes Vermögen von zweimalhunderttausend Reichsthalern vermachte. Der Knabe starb und der Vater erbte den Reichthum. Mallmenius hatte allerdings schon vorher ein sehr schönes Vermögen, welches ihm von seiner ersten Frau beigebracht worden war; dadurch daß er seinen Sohn beerbte, wurde er aus einem an sich schon wohlgeborgenen Burschen der reichste Mann der Umgegend. — Dieß hat jedoch kein Glück mit sich gebracht, denn wenn man dem umgehenden Gerüchte glauben darf, so soll das häusliche Glück an diesem Ereigniß völligen Schiffbruch gelitten haben. Dem mag nun sein, wie ihm will, so hoffe ich, daß die ökonomischen Vortheile Dich bestimmen werden, bei dem, was diese Stelle sonst wünschen lassen mag, die Augen zu schließen. Die Hauptsache ist für dich, daß Du damit auf die Universität kommst und somit deine medicinischen Studien so bald als möglich angreifen kannst — — —."

Ich faltete den Brief, nachdem ich diesen Theil davon gelesen hatte, wieder zusammen und dachte wie mein alter Freund und Beschützer, es handle sich für mich nur darum, den Anfang machen zu können, um so schnell als möglich zum Schluß zu gelangen.

Ich hatte jedoch hiebei gar nicht im Sinn, geduldig allen den Hochmuth zu ertragen, welchen man etwa gegen mich aus-

zulassen geneigt wäre, sondern meine Absicht war, dem steinreichen Mann bei Zeiten das Verständniß beizubringen, daß ich weder ihm noch seinen livreebekleideten Lümmeln gestatten wollte, mich als Diener zu behandeln.

Nachdem ich diesen schönen Beschluß gefaßt und mit der Zuversicht eines zwanzigjährigen Jünglings auf meinen glücklichen Stern zu vertrauen mir vorgenommen hatte, begann ich meine Effekten auszupacken und, nachdem dieß geschehen war, mich anzukleiden. Ich war eben mit dieser wichtigen Verrichtung fertig, als Pehr eintrat und ganz vertraulich mir zulächelte, indem er sagte:

„Der Herr Lieutenant will den Magister sprechen; er erwartet denselben im Salon, und ich soll den Magister sogleich dahin führen.“

„So, so,“ sagte ich und betrachtete Pehr, der, während er sich also vernehmen ließ, an den Tisch vor den Spiegel getreten war und meine Kämme und Haarbürsten zu untersuchen begann.

„Bist Du etwa zu meinem Diener bestimmt?“ fragte ich.

„Ja, ich soll den Magister ausbürsten; aber davon wollen wir später reden; der Lieutenant ist nicht geneigt zu warten, und darum thun wir am klügsten, daß wir sogleich hinabgehen, sonst könnten wir beide, und das in vollem Ernst, Hundsschnupftabak in den Kauf bekommen.“

Pehr nahm bei diesen Worten meine Kleiderbürste und begann damit einige Stäubchen an dem Aufschlag seines reichgalonirten Fracks zu beseitigen.

„Hundsschnupftabak, wie Du es nennst, sollst Du sogleich erhalten!“ rief ich. „Höre, Lümmel! lege die Bürste weg und merke Dir wohl, was ich zu sagen habe. Wenn Du etwas hier in meinem Zimmer zu thun hast, so trittst Du nicht herein, ohne vorher anzuklopfen, und wenn Du eingetreten bist, bleibst Du an der Thüre stehen, bis ich dir Erlaubniß gebe, vorzutreten. Begreifst Du, daß an der Schwelle dein Platz ist, wenn Du mit mir redest?“

Mit einem einzigen festen Griff am Kragen schleuderte ich

Pehr von der Stelle, wo er sich gerade befand, und placirte ihn an die Thüre, worauf ich fortfuhr:

„Weiter wagst Du nicht, dir irgend eine ungebührliche Vertraulichkeit herauszunehmen, sondern vollziehst deinen Auftrag so, wie es sich für einen Diener schickt, und endlich bin ich nicht Magister, sondern werde schlecht und recht Herr titulirt. — So, marsch und zeige mir den Weg zu deinem Herrn!"

Pehr war durch meine Kraftäußerung so verblüfft worden, daß er sich nicht geneigt fühlte, eine Antwort zu geben. Möglicher Weise flößte diese Probe körperlicher Stärke ihm Respekt ein. Genug, er ging schweigend vor mir nach dem Hauptgebäude.

Wenn man die pfeilergeschmückte Freitreppe hinaufkam, befand man sich in einer Säulenrotunde, welche das Vestibule bildete und einen Fußboden von schwarzem und weißem Marmor hatte. Das Ganze glich einem Tempel und empfing sein Licht von zwei hohen gewölbten Fenstern, welche zu beiden Seiten des Eingangs angebracht waren. — Zwischen je zwei Pfeilern befand sich eine eichene Thüre. Einige davon waren nur Blindthüren, andere führten zu den verschiedenen im Erdgeschoß befindlichen Gemächern. Zwischen den ersten Pfeilern rechts und links gewahrte man breite Marmortreppen, auf welchen man in das erste Stockwerk gelangte.

Wenn man in diesem mit Marmor und Vergoldung geschmückten Vestibule sich umschaute, so erkannte man darin ein Zeugniß für den Staat und Luxus, womit der Gutsherr seine Person zu umgeben liebte; verglich man aber dieß Alles mit dem unsaubern und schmutzigen Aussehen im Flügel, wo ich wohnte, so bekam man damit zugleich einen klaren Begriff von dem Charakter und der Gemüthsart des Mannes, der sich um die von ihm abhängigen Leute desto weniger bekümmerte.

Pehr ging auf die Thüre gerade dem Eingang gegenüber zu, riß dieselbe sperrweit auf, um mich passiren zu lassen, und rief mit lauter Stimme:

„Herr Sehlberg!"

II.

Ich trat in einen großen Salon mit gewölbten Fenstern, welche bis auf den Boden herabgingen und gegen den Garten zu sich befanden.

Das Gemach war mit dem größten Luxus und Reichthum möblirt; aber dessen ungeachtet ruhte für den Augenblick ein Etwas darüber, das ihm ein unordentliches Aussehen gab. — Jene Unregelmäßigkeit, welche unsern modernen und eleganten Salon kennzeichnet, fand sich hier nicht; im Gegentheil, die Möbel standen symmetrisch und schnurgerade an den Wänden herum; Sophas, Büsten, athenische Gefäße, kurz Alles hatte seinen bestimmten Platz, und dennoch ging dem Gemach der Geist der Sauberkeit und Ordnung ab.

Auf einem Sopha lag ein Damenmantel, in einen Fauteuil war ein Shawl geworfen; auf einem andern ruhte ein Schäferhut; an einer der Marmorgruppen hing eine Militärmütze, und auf einem der athenischen Gefäße hatte ein Paar Handschuhe Platz gefunden; ein Spazierstock war auf einem Flügel placirt und ein Bündel angebrochener Cigarren auf einem Divantisch untergebracht worden.

In diesem unordentlichen, eleganten Gemache befand sich nur eine einzige Person, ein Mann von mittlerem Alter, mehr klein als groß von Wuchs, stark gebaut, mit breiten Schultern und hochgewölbter Brust. Der Kopf erschien groß und von hellbraunem Haar umgeben; die Gesichtszüge waren ziemlich schön, die Augen groß und klar, die Stirne gewölbt, die Nase gerade, die Backenknochen etwas vorstehend, der Mund breit, die Lippen voll.

Dieß war Lieutenant Ehrenfried Mallmenius. Er mußte unbedingt im Allgemeinen für einen schönen Mann gelten, denn es lag Etwas in den runden, offenen und glänzenden Augen, das auf eigenthümliche Weise anzog. Er trug seinen Kopf hoch,

wie wenn er dadurch seiner nicht gerade auffälligen Größe noch etwas hätte zusetzen wollen. — Er hatte sich einen kleinen Schnurrbart beigelegt, der aber stark emporgedreht worden war, und somit seinem Antlitz einen gewissen Anstrich von Stolz gab, der sonst nicht darin lag.

Als ich eintrat, ging er im Zimmer auf und ab, blieb aber bei meinem Anblick stehen. Ich war um einen Kopf größer als der Mann, dessen Brod ich essen sollte. — Einen Augenblick musterte er mich, ging mir dann ein paar Schritte entgegen und begrüßte mich mit offener Verbindlichkeit. Er reichte mir die Hand, hieß mich willkommen und sprach die Hoffnung aus, daß es mir mit der Zeit in Erikstorp schon gefallen würde.

Sein Benehmen entsprach so wenig der Vorstellung, die ich mir davon gemacht hatte, daß ich mich dadurch ganz überrascht fand.

Ich hatte mich darauf gefaßt gemacht, hochmüthig empfangen zu werden, und nunmehr kam der stolze Besitzer von Erikstorp mir auf eine artige und herzliche Weise entgegen.

Er redete von der Reise, von dem Wetter und bemerkte zuletzt, er sei recht froh, mich in Erikstorp zu haben, da ihm sein Sohn sehr viel Bekümmerniß verursache. Worin jedoch diese Bekümmerniß bestand, darüber erklärte er sich nicht. — Er äußerte sich ferner über Erziehung, über die Nothwendigkeit für Jedermann, sich Kenntnisse zu verschaffen, und über den heilsamen moralischen Einfluß, welchen die Arbeit auf einen Menschen ausübe. Mit einem Wort: er drückte sich auf eine höchst verständige Weise aus. Man merkte, daß er gern sprach, und nach Verfluß einer halben Stunde glaubte ich ohne alle Gefahr, einen Mißgriff zu begehen, bei dem Schlußsatz angekommen zu sein, daß er mit Wohlbehagen seinen eigenen Worten lausche.

Man dürfte sich indessen erinnern, daß ich erst zwanzig Jahre zählte und meine Folgerungen somit nicht immer verläßlich sein mochten.

Er bot mir eine Cigarre, während wir sprachen, und nachdem er sich auf einem Fauteuil vor der offenen, auf den Garten gehenden Glasthüre niedergelassen hatte, winkte er mir gleich-

falls Platz zu nehmen, und begann eine Charakterzeichnung seines Sohnes.

Der Knabe war seiner Beschreibung nach im höchsten Grade ungelehrig, unbeugsam, halsstarrig, träg und nachläßig, von schwächlichem Körper und nicht sehr wohlwollendem Herzen. — Er hatte das zwölfte Jahr zurückgelegt und es in Kenntnissen noch nicht weiter als ein achtjähriges Kind gebracht. Nunmehr war es bei seinem Vater fest beschlossen, daß Agathon im Herbste in die Schule von Upsala gebracht, und dort wo möglich durch den Wetteifer zur Arbeit angetrieben werden sollte.

Nachdem er mir diese nicht sehr aufmunternde Schilderung von meinem künftigen Schüler entworfen hatte, schritt er zu einem Raisonnement über die Grundsätze, welche er in Bezug auf die Erziehung hatte, wobei der Wunsch sehr deutlich sichtbar wurde, daß ich in Uebereinstimmung damit handeln sollte.

Ich hörte ihn schweigend an, ohne mit irgend einer Anmerkung oder einem Einwurf ihm ins Wort zu fallen. — Daß ich nicht im Sinne hatte, mir in Rücksicht auf die Unterrichtsmethode irgend eine Regel vorschreiben zu lassen, darüber war ich mit mir ziemlich im Reinen; ebenso verstand sich von selbst, daß ich hierin frei und auf eigenem Boden dastehen mußte. Ich war allzu selbstständig und meiner Tüchtigkeit mir bewußt, als daß ich Jemand gestattete, mir in diesem Fall Gesetze geben zu lassen; aber ich erachtete es zugleich für Pflicht, ihn anzuhören. Es blieb mir immer noch Zeit und Gelegenheit zu Meinungsäußerungen, wenn der Unterricht begann, wofern der Lieutenant sich vorgenommen haben sollte, sich darein zu mischen und seine Ansichten geltend zu machen.

Während wir unsere Cigarren rauchten und der Lieutenant die Rolle des Sprechers, ich die des Zuhörers spielte, trat Jemand durch eine Thüre zur Rechten ein. Sie wurde mit großer Heftigkeit geöffnet, und eine Frau mit einer großen, von Bändern aller möglichen Farben gezierten Haube kam hereingeeilt. Ich erhob mich, um mein Compliment zu machen, aber der Lieutenant legte mir seine Hand auf den Arm, indem er sagte:

„Inkommodiren Sie sich nicht, Herr Sehlberg, es ist nur Frau Sjöström."

Er setzte hierauf das Gespräch fort, und Frau Sjöström, welche weder mich noch den Lieutenant grüßte, begann im Zimmer herumzurennen und die überall zerstreuten Artikel, wie Kleider, Nähereien, Cigarren u. s. w. zusammenzuraffen. Als sie Alles in ihre Schürze zusammengepackt hatte, beabsichtigte sie ebenso hastig abzufahren, wie sie hereingekommen war, aber der Lieutenant drehte etwas ärgerlich den Kopf um und äußerte:

„Lassen Sie die Cigarren an ihre Stelle in meinem Arbeitszimmer bringen."

„Soll geschehen," antwortete die Frau und verschwand.

Das Gemach hatte nach diesem hastigen Abzug eine ganz veränderte Gestalt erhalten, und als der Lieutenant nunmehr mit seinem Vortrag über Erziehung und Unterricht zu Ende war, erhob er sich und sagte:

„Es ist jetzt Zeit, zum Mittagsmahl sich anzukleiden."

Dann sah er auf die Uhr und setzte hinzu:

„In einer halben Stunde diniren wir. Ah, ich sehe, Herr Sehlberg ist schon im Frack; da bedarf es also keines Wechsels der Kleider; bei mir ist es ganz anders. Ich muß Sie also verlassen; wenn es Ihnen aber Unterhaltung gewährt, meine Bibliothek zu betrachten, so gehen Sie hin; sie liegt auf der rechten Seite von diesem Gemach, wenn man den Speisesaal und ein Kabinet passirt hat."

Der Lieutenant deutete auf eine Thüre zur Rechten und entfernte sich selbst durch die gegenüber befindliche Thüre zur Linken.

Zögernden Schritts begab ich mich in die Bibliothek.

Der Mann, welchen ich eine Stunde lang gesprochen, oder vielmehr angehört hatte, kam mir wie ein Räthsel vor. Seine Physionomie gab mir keine Anleitung, einen Schluß auf seinen Charakter zu machen; aber dieser, so wie sein ganzes Wesen, erregte Interesse und ein gewisses Wohlgefallen.

Sein Urtheil war treffend und sein Raisonnement zeugte von einem überlegenen Verstand; aber sein Gespräch war allzu wort-

reich, seine Ideen waren allzu excentrisch und sein Ich mit einer ziemlich großen Selbstvergötterung belastet; so dünkte mir wenigstens, als ich mich jetzt allein befand. Er hatte allerdings nicht sehr viel von sich selbst geredet; aber als er sich über die Auffassungskraft seines Sohnes äußerte, sagte er:

„Er gleicht mir durchaus nicht, denn ich besitze eine erstaunliche Leichtigkeit zu fassen, und dieß, ungeachtet ich einen ungeschickten Lehrer gehabt habe. Dieß ist jedoch nicht der Fall bei meinem Jungen; er schlägt mir in keiner Hinsicht nach."

Bei einer andern Gelegenheit, als er von dem Bestreben, sich durch Kenntnisse eine eigene Bahn zu brechen, redete, bemerkte er:

„Es ist allerdings wahr, daß die Natur nur einige wenige Menschen in den Stand gesetzt hat, durch ihre eigene Tüchtigkeit in der Welt fortzukommen, aber auch für mittelmäßige Köpfe sind Kenntnisse ein Hebel, welcher zur Unabhängigkeit und zu einer glänzenden gesellschaftlichen Stellung verhilft."

Er hatte damit im Vorbeigehen es so verstehen lassen, daß er eine Art Ausnahmswesen bilde, welches reichlicher als die gewöhnlichen Menschen ausgestattet worden wäre. Seine Miene ließ jedoch von dieser Eigenliebe nichts ahnen. Wenn ich von dem emporgedrehten Schnurrbart absehe, so fand sich kein Merkmal des Wohlgefallens an der eignen Person darin vor. Sie hatte etwas Offenes, Entschlossenes und Kraftvolles. Seine Bewegungen waren hastig und lebhaft; aber es zeigte sich bisweilen in dem wechselnden Ausdruck seiner runden Augen, welche alle möglichen Farben annahmen, Etwas, das anzudeuten schien, daß man am klügsten that, wenn man ihn nicht zum Zorn reizte. Der Zug um den Mund und selbst die schroffe Form des Kinns gab zu erkennen, daß es nicht leicht sein mochte, denselben zu beschwichtigen.

Ich hatte, während meine Gedanken von Mallmenius in Anspruch genommen waren, mich nach der Bibliothek begeben, wo ich die prachtvoll eingebundenen Bücher zu betrachten begann. Ich erstaunte über den werthvollen Inhalt dieser Bände. Es leuchtete ein, daß die Gründung der Bibliothek von einem Manne ausgegangen war, welcher verstand, was zu wahrer

Bildung gehörte. Auch die belletristische Abtheilung bestand aus einer so schönen Auswahl, daß sie dem Besitzer große Ehre machte.

In diesem Raume herrschte die größte Ordnung. Es war deutlich, daß über ihr mit einem Blick gewacht wurde, welcher dieselbe liebte und einen Genuß darin fand, hier zu weilen. Man traf daselbst bequeme Arbeitsstühle, einige Bände mit Atlas- und Kupferstichsammlungen, mit einem Wort Alles, was man bedurfte, um sich jedem beliebigen Studium hinzugeben. Die meisten Wissenschaften waren durch ausgezeichnete Arbeiten repräsentirt.

Ich war gerade mit meiner Untersuchung des Inhalts der prächtigen Bücherschränke fertig geworden, als der Lieutenant in einem braunen Frack mit vergoldeten Knöpfen eintrat. Dazu trug er Beinkleider von heller Farbe, weiße Weste und dito Halsbinde. Wäre der Mann um einen Kopf größer gewesen, er würde als ein ungewöhnlich stattlicher und imponirender Mann erschienen sein. Das lichtbraune, lockige Haar war mit großer Sorgfalt geordnet. Er war unleugbar schön, und man hätte ihm schwerlich mehr als etliche dreißig Jahre gegeben, wiewohl ich wußte, daß er schon seine fünfundvierzig zählte. Er hatte ein parfümirtes Taschentuch in der Hand, als er eintrat, und indem er es gegen die Büchersammlung schwenkte, sagte er:

„Nun, was sagt Herr Sehlberg zu meiner Bibliothek?“

„Ich finde, daß sie die werthvollste ist, die ich jemals in Augenschein zu nehmen Gelegenheit hatte,“ antwortete ich.

„O ja, sie ist ganz gut,“ entgegnete der Lieutenant, „und wird wohl noch besser werden, wenn ich das Leben behalte. Es verhält sich mit der Bibiothek, wie mit ganz Erikstorp, sie ist eine Schöpfung von mir; aber wir wollen nicht davon reden, sondern statt dessen uns in den Speisesaal begeben, wo der Mittagstisch uns erwartet.“

Der Lieutenant ging nach der Thüre, indem er hinzusetzte:

„Ich werde Sie jetzt meiner Frau und Tochter vorstellen. Die letztere wird nach dem, was ich dem Rector geschrieben habe, auch in einzelnen Fächern Ihre Schülerin werden. Das Mädchen

hat einen brillanten Kopf und soll deßhalb Alles lernen, was ihren Verstand ausbilden kann."

Der Lieutenant öffnete die Thüre und wir gingen durch ein kleines Kabinet in den Speisesaal. Dort fanden sich drei Personen vor uns, bestehend aus einer Dame, einem sehr jungen Mädchen und einem jungen Mann.

Der Lieutenant präsentirte die Dame mit den Worten:

„Mamsell Morén, meiner Tochter Gouvernante;" darauf deutete er auf das Mädchen: „meine Tochter Dalia, und Herr Sjöström, mein Inspektor zu Erikstorp."

Sofort ging er quer durch den Speisesaal und in den Salon.

Mamsell Dalia Mallmenius war ein schlankes Mädchen von vierzehn, fünfzehn Jahren mit des Vaters großen, runden, ausdrucksvollen und klaren Augen, lichtbraunem Haare und hoher Stirne. Sie befand sich in jener höchst ungemüthlichen Lebensperiode, wo man von einem Mädchen sagen kann, daß es eigentlich gar keinem Alter angehört.

Mamsell Adele Morén konnte zu einem Modell dafür dienen, wie eine Gouvernante in einem reichen Hause aussehen muß. Sie war etwa zwanzig Jahre alt, von wohlgepflegtem Aeußern. Etwas zu schmächtig von Körperbau, konnte sie doch für gut gewachsen gelten, denn sie war sehr wohl proportionirt. Ihr Angesicht war schön, ungeachtet es durch eine tiefe Falte an dem Mund entstellt wurde, welche ihr ein „schrecklich anständiges" Aussehen gab. Das dunkle Haar war glatt und über der dreieckigen Stirne so wohl frisirt, daß man meinen konnte, der Kopf sei ihr mit Kleister überfahren worden; die etwas allzulänglichen, braunen Augen drückten ein eigenthümlich schamhaftes Begehren aus, hinter den Lidern mit den langen, dichten Wimpern sich zu verschleiern; die Nase war gerade und so untadelhaft, daß sie nichts zu wünschen übrig ließ. Mamsell Moréns Haltung war steif, die Bewegung regelmäßig und wohl abgepaßt. Es schien, wie sie so an einem der Fenster dastand, als sei sie in den starren Formen der Etikette und der Schicklichkeit versteinert, und als könne sie im Widerstreit mit dem

Herrschergebot derselben weder gehen noch reden noch Athem holen.

Als der Lieutenant in den Salon gegangen war, wandte sie sich zu mir und fragte mit ruhiger und gleichmäßiger Stimme, ganz wie sie einer wohl dressirten Gouvernante anstand, ob ich lang auf der Reise gewesen wäre, und ob es auf der Landstraße recht viel Staub gäbe.

Während sie diese Frage an mich stellte, erhob sie die gesenkten Augenlider und schaute zu mir mit einem ruhigen, kalten Blick empor, welchen sie jedoch nicht lang auf meinem Gesicht weilen ließ, sondern alsbald wieder verschleierte.

Ich hatte eben diese Fragen beantwortet, als der alte, vergoldete Diener die Flügelthüre vom Salon aufriß und der Lieutenant eintrat, eine stattliche Dame am Arme führend, schlank und wohlgewachsen, mit dem Aeußern einer Königin und einer Haltung voll Kälte und Majestät. Sie hatte ein bildschönes Gesicht, bleich, kalt und unbeweglich, wie wenn es in Marmor gehauen wäre.

Sie war schwarz gekleidet.

Der Lieutenant stellte mich seiner Frau vor. Agda Mallmenius neigte stumm den Kopf zur Antwort auf meine artige Verbeugung, ohne diese Bewegung mit einem einzigen Wort des Willkommens zu begleiten.

Mamsell Morén verneigte sich statt der Herrscherin, und Dalia kam herbei, mir die Hand zu küssen. Nicht ein Wort äußerte sie, und man setzte sich darauf zu Tische.

Der alte Diener nahm seinen Platz hinter dem Stuhl der Frau, ein anderer Lümmel stellte sich hinter den Lieutenant. Die beiden Gatten saßen am Tische einander gegenüber, und ein dritter Diener hatte die Aufwartung bei uns. — Das Mahl ging äußerst langsam vor sich, zählte aber manche gute Schüssel.

Ich wunderte mich darüber, daß mein Schüler nicht sichtbar war, hatte aber genügende Discretion, um keine Frage zu machen.

Der Lieutenant sprach allerdings mit mir und auch mit Mamsell Morén, und scherzte ein wenig mit Dalia; aber die

Frau beobachtete ein hartnäckiges Stillschweigen. Das Einzige, was sie während der Mahlzeit äußerte, war, daß sie einmal zu Dalia, als dieselbe das Unglück hatte, ihr Weinglas umzuwerfen, sagte:

„Gib Acht auf deine Bewegungen, Dalia.“

Die Stimme klang eisig, und das Mädchen wurde purpurroth und warf einen furchtsamen Blick auf die junge, schöne Stiefmutter.

Was bei mir noch großes Erstaunen erregte, war der Umstand, daß die beiden Gatten nicht ein Wort mit einander austauschten. Frau Mallmenius aß wenig und schwieg; der Lieutenant aß viel und sprach dabei, aber er richtete nicht ein einziges Mal das Wort an seine Gattin.

Niemals war eine Mahlzeit mir so lang und so äußerst peinlich vorgekommen wie diese. — Ungeachtet Mamsell Morén nach allen Regeln der Konvenienz mit dem Lieutenant, mit mir und Herrn Sjöström konversirte, kam es mir doch vor, als ob diese bleiche, starre, schwarzgekleidete Frau denselben Einfluß wie ein Gespenst ausübte. Man fühlte das Blut zu Eis werden und glaubte, das Wort könne nicht über die Lippen kommen, wenn man reden wollte, und doch war sie so schön, daß man niemals die Erinnerung an ihre Züge aus seiner Seele zu verwischen vermocht hätte.

Endlich war das Mahl zu Ende und man erhob sich vom Tische. Der Lieutenant bot ganz artig seiner Frau den Arm, und ich näherte mich Mamsell Morén, um ihr den meinigen zu reichen; aber die Gouvernante lächelte und lüftete die Augenlider ein wenig und neigte den Kopf auf eine Weise, welche mir sagte, daß diese Artigkeit von ihr nicht angenommen werden könnte.

Man trat in den großen Salon, wo alle Fenster nach dem Garten zu geöffnet waren, so daß die Düfte der Blumen sich mit der hereinströmenden Sommerluft vermengten.

Dalia verbeugte sich vor ihrer Stiefmutter und führte ehrfurchtsvoll deren Hand an ihre Lippen, sprang darauf zu dem Vater hin, schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn;

dann eilte sie in den Garten hinaus. Sie glich einem Vogel, welcher aus seinem Käfig entschlüpft ist.

Frau Mallmenius setzte sich auf den Sopha, welcher vor der geöffneten Glasthüre stand, und Mamsell Morén nahm an einem der Fenster Platz.

Der Lieutenant ging zu der Glasthüre hinaus und sagte, zu mir gewendet:

„Haben Sie Lust, Herr Sehlberg, eine Cigarre zu rauchen, so wollen wir uns draußen in freier Luft niederlassen."

Ich beantwortete die Frage bejahend, worauf der Lieutenant dem alten, goldbeschlagenen Alexander — dieß war der Hausmeister — den Befehl gab, uns Cigarren in den Garten zu schaffen, wo wir sofort Platz nahmen.

Der Lieutenant hatte sich auf eine Bank gesetzt, welche der offenen Glasthüre gegenüber stand. Frau Mallmenius hatte sich in den Sopha zurückgelehnt und schaute gedankenlos ins Weite, ohne die Augen auf einen bestimmten Gegenstand zu heften.

Was für ein seltsames Räthsel war diese schweigsame, schöne Frau, welche eine so auffallende Aehnlichkeit mit einer Marmorstatue hatte. Sie bildete eine eigenthümliche Erscheinung, welche unwillkürlich auf einen zwanzigjährigen Jüngling ihren Eindruck machen mußte.

Ich vertiefte mich auch in Vermuthungen über die gegenseitige Stellung dieser Ehegatten und erinnerte mich an den Brief des Rectors, worin er davon redete, daß der Vater seinen jüngsten Sohn beerbt habe, daß aber dieses Erbe nicht von Glück begleitet gewesen sei.

Nachdem ich eine Weile die Augen auf Agda Mallmenius geheftet und nebenbei den Ansichten des Lieutenants über den Plan, welchen man bei Anschaffung einer Bibliothek zu Grunde legen müßte, mein Ohr geliehen hatte, blickte ich von der Frau hinüber auf den Lieutenant.

Die Augen des Lieutenants waren auf denselben Gegenstand geheftet, welchen ich betrachtet hatte; aber es lag ein Ausdruck in dem Blick, womit er seine Frau ansah, der den Charakter seiner Physionomie gänzlich veränderte.

Aus dem Auge leuchteten Kummer, Zorn und Leidenschaft hervor.

Mein Interesse an dem Lieutenant steigerte sich in hohem Grade, während ich ihn beobachtete. Ich bemerkte deutlich, daß er nur auf Momente die Augen von seiner Frau loszureißen vermochte. Es war, als ob er einen schmerzlichen Genuß darin gefunden hätte, dieselbe zu betrachten.

Als die zweite Cigarre ausgeraucht war, schlug mir der Lieutenant, im Fall ich ungleich meinen Vorgängern am Reiten eine Freude hätte, vor, ihm auf einem Ritt nach einem seiner benachbarten Werke Gesellschaft zu leisten.

Ich empfand großes Vergnügen bei der Aussicht, auf einem guten Pferde dahin zu sprengen, und ging deßhalb mit besonderem Wohlbehagen auf den gemachten Vorschlag ein, weil mich derselbe von dem peinlichen und alles Andere absorbirenden Eindruck befreite, welchen Frau Mallmenius auf mich machte.

Wir nahmen den Weg durch den Salon. Der Lieutenant ging auf seine Frau zu, ergriff eine ihrer Hände, welche sie ihm willenlos überließ und küßte sie, indem er in artigem Tone sagte:

„Ich und Herr Sehlberg machen einen Ritt nach dem Hüttenwerk Kolbo.“

Frau Mallmenius richtete nun zum ersten Mal ihre Augen auf mich. Nicht ein Wort ging über ihre Lippen, und wir näherten uns der Thüre, um uns zu entfernen. In dem Augenblick, da der Lieutenant auf der Schwelle stand, um aus dem Zimmer zu gehen, äußerte eine klare kalte Stimme:

„Mamsell Morén, haben Sie die Güte und rufen Sie Dalia hieher.“

Der Lieutenant warf einen zornigen Blick auf seine Frau und bemerkte, indem er den Kopf umdrehte:

„Dalia wird um sechs Uhr ihre gewöhnliche Wasserfahrt machen; Mamsell Morén dürfte die Güte haben und dieß nicht vergessen.“

Frau Mallmenius sagte nichts; sie sah nicht einmal ihren Mann an, sondern fuhr fort zu stricken. Mamsell Morén stand

auf, wir, der Lieutenant und ich, gingen in das säulengeschmückte Vestibule hinaus.

„Ich werde es Ihnen sagen lassen, wenn die Pferde gesattelt sind,“ sagte er und nahm seinen Weg nach einer der Marmortreppen.

Langsamen Schrittes begab ich mich nach dem Flügel, in welchem mein Zimmer gelegen war. Ich stieg die schmutzige Treppe hinauf, ohne mich darüber aufzuhalten, so sehr war ich von dem Gedanken an den Lieutenant und seine Frau in Anspruch genommen.

Während ich meinen Frack gegen einen Ueberrock vertauschte, wiederholte ich mir unaufhörlich die Frage:

„Aber warum ist mein Schüler nicht sichtbar? Ist der Junge krank oder von Haus abwesend?“

Ich gelangte auch zu der Ueberzeugung, daß der Lieutenant sicherlich besser als sein Ruf war, und daß er mir viel mehr als seine schöne, schwarzäugige Gattin gefiel, deren Angesicht ich beständig vor mir zu haben glaubte.

Ich fand Zeit genug, Betrachtungen anzustellen, denn es dauerte beinahe eine Stunde, bis Pehr an die Thüre klopfte und mich unterrichtete, daß die Pferde vorgeführt seien. Ich hatte auch mit meinen Folgerungen und Schlüssen so lang fortgemacht, bis ich bei mir zu der Gewißheit gelangte, daß irgend ein tieferer Bruch zwischen den Gatten stattfände, und daß die Gleichgültigkeit und der Mangel an wirklicher Ordnung, welchen ich wahrzunehmen glaubte, eine Folge davon wäre. Die Frau bekümmerte sich wahrscheinlich durchaus nichts um ihr Haus, und da die Außenseite etwas geputzt war, gab der Lieutenant, welcher sonst so Vieles zu besorgen hatte, auf das Uebrige nicht Acht.

Als wir zu Pferde stiegen, kam mir das Angesicht des Lieutenants minder ruhig, als sonst vor. Er sah aus, wie die See, wenn die Wellen nach einem Sturm noch hoch genug gehen.

Es war sechs Uhr, als wir hinwegritten und einen Seitenweg einschlugen, welcher dem Ufer des kleinen Flusses folgte, der sich hier vorbei schlängelte. Ich erblickte dort Mamsell

Morén und Dalia in einem Boote, welches von der letztern gerudert wurde.

Dieß gab mir Veranlassung, nach meinem Schüler zu fragen.

„Agathon hat sich ein Bein verletzt," antwortete der Lieutenant. „Ich werde ihn morgen herabkommen lassen, so daß er die Bekanntschaft mit seinem Lehrer machen kann. — Das Zimmer des Knaben liegt übrigens neben dem, welches Herr Sehlberg bewohnt," setzte er hinzu und brachte dabei das Gespräch auf einen andern Gegenstand.

Der Weg, welchen wir von Erikstorp nach dem Werke Kolbo zu verfolgten, war angenehm und bot mehrere Ansichten von nicht gewöhnlicher Naturschönheit. Wir waren anfänglich sehr schnell vorwärts gekommen. Der Lieutenant hatte den Ritt forcirt, augenscheinlich deßhalb, weil sein Gemüth nicht in normaler Stimmung war.

Nachdem wir ungefähr eine Stunde fortgeritten waren, hielt der Lieutenant plötzlich sein Pferd an und rief:

„Ich habe wirklich Achtung vor Ihnen, Herr Sehlberg; Sie sitzen wie ein alter Kavallerist zu Pferde und sehen wie ein ganzer Mann aus. Sie sind der erste Informator, den ich habe, der mich nicht durch sein schulfuchsiges Aeußere und seine demüthigen Verbeugungen geärgert hat. Sie scheinen nicht sonderlich zur Demuth geneigt zn sein."

„Gewiß nicht," antwortete ich lächelnd und klopfte meinem Pferde auf den Hals.

Der Lieutenant warf einen scharfen Blick bei dieser Antwort auf mich. Wir setzten unsern Weg in leichtem Trabe fort.

Nach einer kurzen Pause äußerte er:

„Es muß Ihnen viel über mich zu Ohren gekommen sein, nachdem Sie die Informatorsstelle hier angenommen hatten."

„Bis jetzt habe ich nichts über Sie gehört," antwortete ich.

„Wirklich? das erregt mein Erstaunen. Ich bin sonst ganz übel unter den Studenten angeschrieben und zweifelte wirklich daran, ob ich nur einen tüchtigen Informator erhalten könnte, weil keiner den Versuch, hieher zu kommen, nur wagen wollte. Rector D. war inzwischen so gut und verschaffte mir Sie; aber

es wundert mich, daß keiner von Ihren Kameraden Sie darüber aufgeklärt hat, was für ein abscheulicher Ort Erikstorp ist."

„Herr Lieutenant, ich bin erst kürzlich Student geworden," fiel ich ein.

„Ah, ich verstehe; Sie konnten somit von allen den schönen Gerüchten, die in Upsala über mich umgehen, noch nichts einthun. Nun, dann ist die Sache erklärlich. Ich will Ihnen indessen gestehen, daß ich vier Informatoren in einem Jahre hatte und überhaupt seit der Zeit, da Agathon Lehrer bekam, deren mindestens acht verschiedene zählte.

„Da fürchte ich, daß der beständige Wechsel von Lehrern auf den Schüler nachtheilig einwirken mußte," sagte ich.

„Möglich, aber es ist ein Uebel, welchem sich nicht vorbeugen ließ. Ich möchte wünschen, daß es für die Zukunft anders würde; aber ich hege in diesem Fall keine großen Hoffnungen. Ich habe eine Gemüthsart, mit der nicht leicht auszukommen ist, und Herr Sehlberg hat wohl schon so viel von mir gehört, daß ich ein großer Despot in meinem Hause bin."

Ich sah ihn an, während er sich also vernehmen ließ, und bemerkte, daß ein ironisches und bitteres Lächeln seine Lippen kräuselte.

„Sie schweigen," fuhr er fort; „gut, das heißt, so viel haben Sie von dem Verzeichniß meiner Verdienste gehört. Gut wäre es indessen, wenn wir, Sie und ich, nicht an einander geriethen. Ihr Aussehen behagt mir. Sie haben bei dem ersten Zusammentreffen einen vortheilhaften Eindruck auf mich gemacht, und da Sie dabei jung sind, dürfte es Ihnen nicht so schwer fallen, sich meine Gewogenheit zu erwerben."

Er hielt einen Augenblick an und setzte dann hinzu:

„Wann beabsichtigen Sie mit Ihren Schülern anzufangen? Es hat keine so große Eile, sondern ich möchte wünschen, daß Sie die ersten Tage dazu benützen, sich ein wenig heimisch und sowohl mit Ihren Zöglingen als Ihrer übrigen Umgebung bekannt zu machen.

„Von Rector D. hörte ich," fuhr er fort, ohne eine Antwort von mir abzuwarten, „daß Ihnen zugleich mit der hiesigen

andere Stellen vorgeschlagen wurden; warum haben Sie die letztere gewählt?"

„Aus dem einfachen Grunde, weil sie die vortheilhaftesten Bedingungen bot."

„Sie sind somit ökonomisch?"

„Herr Lieutenant, ich bin ein armer Jüngling, welcher Medicin studiren will. Ich habe somit einen langen und theuren Cursus zu machen."

„Sie beabsichtigen, Arzt zu werden?"

„Ja."

„Eine ganz schöne Laufbahn, aber ich fürchte, daß Sie mit der Zeit ein allzu schöner Bursche werden, um für diesen Beruf zu taugen. Doch für sein Aussehen kann man nicht, aber aus Erfahrung darf ich sagen, daß ein Mann am glücklichsten ist, wenn er kein vortheilhaftes Aeußere empfangen hat."

Der Lieutenant begann nun über menschliche Schönheit im Allgemeinen zu philosophiren und drückte sich beinahe mit Bitterkeit darüber aus.

Es war spät am Abend, als wir nach Erikstorp heimkehrten. Alexander machte seinem Herrn die Mittheilung, daß die gnädige Frau zur Ruhe gegangen sei, also zum Souper sich nicht einfinden werde.

Dalia war bei dem Abendessen ganz munter. Selbst Mamsell Morén sah weniger versteinert aus, und die Luft schien trotz Herr Sjöström's Anwesenheit freier zu sein.

Er war eine von jenen unangenehmen Figuren, welche so linkisch aussahen, daß man meinen möchte, sie müssen vor Verlegenheit fast ersticken. Arme und Beine erschienen dabei als sehr beschwerliche Körpertheile, welche er weder in seiner Gewalt hatte, noch überhaupt irgendwohin gehörig zu placiren wußte. Dabei war der Mann so äußerst genirt und in seinen wohlgebürsteten, feinen Kleidern so gezwungen, daß man sich anzunehmen versucht fühlte, er besitze dieselben nur leihweise, und wenn Jemand ihn anredete, wurde er so roth, wie wenn er einen Blutschlag bekommen hätte.

Es konnte wohl scheinen, als ob die Gegenwart der jungen Frau beim Mittagsmahl alle Freude verjagt hätte und es zu einer Unmöglichkeit machte, in ihrem Beisein ein ordentliches Gespräch zu führen.

III.

Der erste Tag meines Aufenthaltes in dem Hause von Mallmenius schloß somit ganz angenehm, und ich begab mich auf mein dürftiges Zimmer, ohne mit meinem künftigen Schüler Bekanntschaft gemacht zu haben.

Dort angekommen, ließ ich mich an einem der Fenster nieder, um eine Cigarre zu rauchen und einige Augenblicke den verflossenen Tag zu überdenken. Ich hatte ungefähr eine Stunde so zugebracht, als meine Aufmerksamkeit durch einen eigenthümlich wimmernden und seltsamen Laut, welcher aus dem Nebenzimmer kam, gefesselt wurde.

Ich horchte und vernahm nun deutlich, daß Jemand drinnen weinte und leise jammerte. Ich erhob mich sogleich und ging an die Thüre, welche dahin führte. Aber der Schlüssel war herausgenommen, und ich begab mich nun auf den Korridor, weil das Klagen und Weinen zunahm und heftiger wurde; aber auch in der Thüre zur Hausflur war der Schlüssel abgezogen.

Ich klopfte, aber ohne etwas Anderes, als Schluchzen zur Antwort zu erhalten.

Unruhig darüber sprang ich die Treppe hinab und rief mit lauter Stimme nach Pehr.

Eine Magd kam aus der Küche heraus und fragte, mich anstarrend, was mein Begehren wäre.

„In dem Zimmer neben dem meinigen ist Jemand krank," sagte ich; „der Schlüssel ist abgezogen, so daß man der Person, welche drinnen ist, nicht zu Hülfe kommen kann."

„Ach Gott, es ist blos Agathon," antwortete die Magd gleichgültig. „Er weint und winselt jeden Abend, seitdem er sich

das Bein verletzt hat; deßhalb braucht man sich nicht zu kümmern, will ich dem Herrn sagen. Der Junge ist nur ungeberdig und empfindlich."

„Aber ich will zu ihm hinein," sagte ich befehlend, „und deßhalb schaffst Du mir sogleich den Schlüssel her."

„Wie der Herr nur redet! Den hat Frau Sjöström, und sie ist zur Ruhe gegangen. Es wird wohl Niemand von uns Lust haben, sie um des Jungen willen zu wecken, denn da dürfte man bald erfahren, wo David sein Oel kaufte."

Während die Magd mit der Hand auf dem Schlosse da stand und diese erbauliche Rede hielt, wurde ich ein Handbeil gewahr, welches gerade innen vor der Thüre stand.

„Du willst mir somit den Schlüssel zu dem Zimmer von deines Herrn Sohn nicht beischaffen?" fragte ich.

„Nein, jetzt nicht, so mitten in der Nacht, aber morgen."

„Gut, so werde ich die Thüre selbst öffnen und morgen Alles deinem Gebieter erzählen."

„Ah, das lasse der Herr nur bleiben, denn da würde er übel ankommen, kann ich wohl sagen."

Während sie diese Worte äußerte, ergriff ich das Handbeil und eilte die Treppe hinauf.

Mit Hülfe desselben öffnete ich die Thüre zwischen meinem und dem Zimmer des Knaben. Dieß ging nicht so gar stille zu, sondern verursachte ein starkes Geräusch, so daß, wer nun unter meinem Zimmer seine Wohnung hatte, unbedingt darüber erwachen mußte.

Dieß bekümmerte mich aber wenig. Ich hatte bloß einen Wunsch, und der war, dem kranken Kinde schnell zu Hülfe zu kommen. Als die Thüre endlich aufging, und ich dort eintrat, so sah es aus, als ob aus dem Zimmer Alles, was Möbel hieß, geraubt worden wäre. Nichts als ein Feldbett, ein Tisch, ein Stuhl und ein kleines Pult fand sich daselbst.

Ich eilte auf das Bett zu, wo des reichen Mannes einziger Sohn lag.

Es war ein Bett, wie man es wohl in der Heimath der

Armuth erwarten konnte, aber nicht in diesem großen, prächtigen Erikstorp.

Das beschmutzte Leinenzeug, die zerrissene Decke und die wenigen Kissen — Alles brachte den Schein der Armuth hervor.

In diesem Bette lag ein blasser Knabe. Das Gesicht in die Kissen gedrückt, schien er ein Raub heftiger Schmerzen zu sein.

Es bedurfte bei mir nur weniger Augenblicke, um mich davon zu überzeugen, was es für ein Leiden war, wovon er gequält wurde.

Ich hatte seit Tante Emilia's Krankheit und Tod immerdar in ungeschwächtem Maße meine Theilnahme und meine Aufmerksamkeit allen Kranken und Leidenden gewidmet und mir somit eine gewisse Erfahrung bei allen äußern Schäden erworben. Auf dem Gymnasium war ich stets derjenige, an welchen man sich wandte, wenn einer von den Kameraden sich verletzt hatte.

Diese Gewohnheit bewirkte, daß ich auch jetzt, da der Knabe nicht zu reden vermochte, mich zu überzeugen suchte, inwieweit ein äußeres Gebrechen seine Schmerzen verursachte. Der Vater hatte von einer Verletzung am Bein geredet; sollte es möglicher Weise diese sein?

Ich warf die Decke zurück und fand das eine Bein mit einer Masse Lumpen umwickelt; denn dieß war der rechte Namen für den Umschlag. Ich machte sogleich diese Fetzen los. Diese Berührung schien indessen seine Schmerzen beträchtlich zu erhöhen, denn er stieß einen heftigen Klageruf aus.

Es würde nur einen widrigen Eindruck machen, den traurigen Zustand zu schildern, worin das Bein des Knaben sich befand. Er hatte von Anfang an wahrscheinlich nur einen geringen Schaden genommen; aber dieser hatte sich durch Vernachläßigung und Mangel an Pflege in eine um sich fressende Wunde verwandelt. Das Bein war zugleich aufgeschwollen und stark entzündet. Als ich die schmutzigen Lappen abnehmen wollte, mußte ich sie erst mit Wasser aufweichen, denn sie klebten fest an der Wunde, und es war in der That gräßlich anzusehen, in welchem Zustand sich das Bein befand. Um den Schmerz und zugleich

die Entzündung zu lindern, glaubte ich nichts Besseres thun zu können, als kalte Umschläge anzuwenden, ganz wie ich bei den Kameraden auf dem Gymnasium, wenn sie sich herumgeschlagen hatten, zu thun pflegte.

Während ich damit beschäftigt war, ging die Thüre von der Hausflur auf, und Frau Sjöström trat mit der Nachthaube auf dem Kopfe und einem großen Shawl um die Schultern ein.

„Was hat all dieses erschreckliche Wesen zu bedeuten?“ fragte sie und trat auf das Bett zu. „Warum schreit Agathon so und was hat der Herr hier zu thun?“

Agathon, welcher noch immer laut jammerte, zuckte bei dem Laute dieser Stimme zusammen und versuchte seinen Klagen Einhalt zu thun.

„Der Lärm hier, Madame, bedeutet, daß der Knabe hier eingeschlossen war, und daß ich, um ihm Beistand zu leisten, die Thüre erbrechen mußte,“ antwortete ich. „Wollen Sie aber wissen, warum er klagt, so haben Sie die Güte und werfen Sie einen Blick hieher.“

Bei diesen Worten entblößte ich das Bein und setzte dann hinzu:

„Warum ich hier bin, dürfte nach dem, was Sie hier sehen, keiner weitern Erklärung bedürfen.“

„Herr, mein Gott!“ rief Frau Sjöström nunmehr in verändertem Tone. „Hat Guttro so schlecht für das Bein gesorgt? Nun ja, es ist, wie ich immer sage; bin ich nicht selbst dabei, so wird niemals etwas ordentlich gethan. Armer Agathon! Wenn ich hätte ahnen können, daß Guttro sich seiner nicht gehörig annehme, so würde ich es selbst gethan haben; aber warum hat Agathon nichts gesagt, als ich hier oben war? — Bedarf der Herr etwas zu dem Umschlage, so werde ich es sogleich heraufholen und hernach bei dem Knaben bleiben.“

Ich requirirte etwas Leinwand und reines Bettzeug. Sie machte sich auf, um das Verlangte herbeizuschaffen. Als sie fort war, rief Agathon erschrocken aus:

„Lassen Sie Frau Sjöström nicht bleiben, nicht hier bleiben!“ und dabei ergriff er heftig meine Hand.

Die Furcht vor dieser Frau war so groß bei ihm, daß sie selbst seine Schmerzen überwand.

Frau Sjöström kam mit Leinwand und Bettzeug.

Ich richtete den Knaben so auf, daß man ihm umbetten konnte, und legte hernach einen ordentlichen Umschlag auf das Bein; worauf ich erklärte, Frau Sjöström könnte sich nunmehr wohl zur Ruhe begeben, weil ich im Sinne hätte, bei Agathon zu bleiben.

Frau Sjöström äußerte einige verbindliche Worte über eine solche Güte von mir u. s. w. und fuhr mit einem Zipfel ihres Shawls über die Augen, als ob sie eine Thräne abwischen wollte, die allerdings dort nicht sichtbar war, aber, wie sie hoffte, doch bei mir den Glauben erregen sollte, als würde sie aus Rührung über mein Benehmen hervorgelockt. Sie tätschelte Agathon auf den Kopf, verbeugte sich vor mir und ging ab.

Der Schmerz in dem Beine hatte sich nach dem dritten Umschlage bedeutend gemildert, so daß Agathon endlich einschlummerte; darauf entfernte ich mich gleichfalls, um mich auf mein Bett zu werfen und eine Stunde zu ruhen, bis ein neuer Umschlag angelegt werden mußte.

Es war zum ersten Mal, daß ich die Rolle eines Arztes bekleidete, und ich wollte sie deßhalb so gewissenhaft als möglich durchführen.

Als der Morgen anbrach, fand sich Frau Sjöström ein, um sich davon zu unterrichten, wie es mit Agathon stände. Er schlief noch ganz ruhig.

„Ich bin bereits oben bei dem Herrn Lieutenant gewesen," sagte sie, „um ihm zu erklären, daß er einen Doktor kommen lassen müsse; auch brachte ich es dahin, daß Agathon nun eine ordentliche Wärterin erhält. Ich habe die ganze Haushaltung in meinen Händen, und es bleibt mir demnach unmöglich Zeit, ihm die Pflege zu widmen, deren er bedarf. — Ach, Herr Gott, wenn es wäre, wie in andern Häusern, dann gäbe es nicht so viel Mühe und Arbeit; aber Herr Sehlberg wird es wohl selbst noch erfahren, wie wenig man bei dem besten Willen vermag. —

Es ist indessen ein Glück für Agathon, daß sein neuer Lehrer so theilnehmend ist. Er bedarf es wohl, das arme Kind."

Jetzt seufzte Frau Sjöström und setzte dann hinzu:

„Sobald die alte Lova nach Erikstorp kommt, wird sie ihren Platz bei dem Knaben einnehmen, um ihm abzuwarten. Auf die Alte kann man sich vollkommen verlassen; sie ist an Krankenpflege gewöhnt."

Ich kleidete mich an und sann inzwischen ernstlich darüber nach, was Frau Sjöström eigentlich für eine Sorte von Menschenkind wäre. Ich empfand eine starke Antipathie gegen dieselbe. Es lag etwas in ihren grauen, unstet herumirrenden Augen, was mir Mißtrauen einflößte; außerdem hatte sie einen unangenehmen Zug um den Mund. Ihr ganzes Gesicht verrieth Schlauheit und Verstellung.

Es konnte mir indessen nicht einfallen, auf irgend eine Weise diesen meinerseits herrschenden Mangel an Sympathie merken zu lassen — dafür war ich noch allzu sehr Neuling an Ort und Stelle. Ich hatte mich ja erst vierundzwanzig Stunden im Hause aufgehalten. Eine innere Stimme sagte mir jedoch, es würde nicht lang anstehen, bis wir beide mit einander in Streit geriethen.

Ich erwies ihr jetzt kalte Höflichkeit und hörte ihre Rede schweigend an. Es war jedoch sichtbar, daß Frau Sjöström mich mit mißtrauischen Blicken betrachtete, und daß ich es bei ihr niemals zum Günstling bringen würde.

Eine Weile, nachdem sie sich entfernt hatte, erschien eine alte Frau, welche sich als Lova präsentirte. Sie hatte ein frommes Aussehen.

Ich sagte ihr, was sie zu thun habe, wenn Agathon aufwache und eines Umschlags für sein Bein bedürfe. Darauf ging ich auf mein Zimmer, um meine Toilette zu vollenden und nach der durchwachten Nacht einen Spaziergang in freier Luft zu machen.

Mittlerweile fand sich Pehr mit einem Kaffeebrett ein. Der Inhalt der kleinen Kanne war von der Art, daß ich das Ge-

tränke kaum hinunterbrachte. Den alten, unschmackhaften Zwieback ließ ich ganz unberührt.

Als ich von meinem Spaziergang heimkehrte, fand ich Pehr damit beschäftigt, mein Zimmer in Ordnung zu bringen. — Er war eben daran, meine höchst einfachen Toilettenartikel auf dem Tische, wo der Spiegel stand, zurecht zu legen, und fuhr damit fort, auch nachdem ich eingetreten war, während er hin und wieder einen forschenden Blick auf mich warf.

Es war deutlich, daß er etwas auf dem Herzen hatte, aber nicht recht wußte, ob er es mir sagen durfte.

„Wie steht es mit Agathon?" fragte ich.

„Er schläft noch," antwortete Pehr, drehte sich zu mir um und sah mir mit seinen pfiffigen Augen ins Gesicht.

„Wann frühstückt man?" nahm ich wieder das Wort.

„Um eilf Uhr unten im Speisesaal," entgegnete Pehr. — „Die Herren allein frühstücken zusammen," setzte er hinzu.

„Gut, so kannst Du mir sagen, wenn es Zeit ist."

„Ah, das wird nicht nöthig sein, denn der Herr wird es schon hören, wenn man zum Frühstück läutet; aber es gibt noch etwas Anderes, was ich gern sagen möchte, wenn ich es nur wagte."

Pehr begab sich nach der Thüre und blieb dort stehen.

„Und warum wagst Du es nicht?"

„Weil der Herr etwas so Gebieterisches an sich hat, daß es mir, wenn ich etwas sagte, was ihm nicht gefällt, leicht passiren könnte, kopfüber die Treppe hinunter geworfen zu werden."

„Allerdings könntest Du, im Fall Du naseweis bist, dieß riskiren; aber ist es etwas, das Du sonst auf dem Herzen hast, so rücke nur damit heraus."

„Ich danke für die Erlaubniß. Die Sache verhält sich so, ich möchte Ihnen gern dienen, weil Sie sich in solchen Respekt zu setzen wissen; desgleichen Agathon dabei von Nutzen sein, wenn ich könnte. Nun wollte ich Ihnen sagen, daß es gut wäre, wenn Sie dem Herrn Lieutenant nichts sagten, was Frau Sjöström Verdruß machen könnte; denn das würde übel ablaufen

und Agathon bald seinen neuen Lehrer verlieren. Hier im Hause, müssen Sie wissen, geht es gar wunderlich zu, und ...."

„Schon gut, Du kannst gehen," unterbrach ich ihn, auf die Thüre deutend.

Ich habe allezeit einen tiefen Abscheu davor gehabt, mir durch das Dienstpersonal über die Herrschaft Aufklärungen zu verschaffen, und wollte dieß auch jetzt nicht thun.

Mein Beschluß in Rücksicht auf Agathon und Frau Sjöström war bereits gefaßt; ich wollte darüber wachen, daß der Knabe die Pflege, deren er bedurfte, erhalte, und darnach trachten, die innern Verhältnisse so weit kennen zu lernen, daß ich in den Stand gesetzt würde, mir über den Ursprung von der Gleichgültigkeit gegen den Sohn des Hauses ein Urtheil zu fällen.

Ging sie von dem Vater aus, welcher seine Liebe der Tochter in dem Maaße zuwandte, daß ihm davon, gleich meiner Mutter, für das jüngste seiner Kinder nichts mehr übrig blieb, so ließ sich nichts dabei machen. Ich war selbst das Opfer einer solchen Parteilichkeit gewesen und mußte darum für Jedermann, der von einem solchen Unglück betroffen wurde, die größte Sympathie empfinden.

Bei dem Frühstück äußerte der Lieutenant, nachdem er mich begrüßt hatte:

„Ich höre mit Bedauern von Frau Sjöström, daß es mit Agathons Bein schlimmer geworden ist, und zwar deßhalb, weil die Wärterin ihre Schuldigkeit nicht gethan hat. Der Junge ist eigensinniger Natur und nicht leicht zu behandeln, und so kommt es, daß die Dienerschaft kein sonderliches Wohlwollen für ihn hegt. Doch hat mir, was ich aus Frau Sjöströms Munde vernommen, wirklich leid gethan, und ich bin Ihnen Dank schuldig, Herr Sehlberg, daß Sie so gut waren und seine Schmerzen linderten. — Es ist bereits nach dem Arzt geschickt worden und eine alte, ehemalige Dienstmagd, welche immer Krankenwärterin hier gewesen, soll mit der Pflege des Knaben jetzt betraut werden."

Nachdem der Lieutenant sich also geäußert hatte, wandte er sich zu Herrn Sjöström und machte ihm verschiedene, das Gut

betreffende Mittheilungen. Der junge Inspektor sah dabei aus, als wäre er dem Ersticken nahe.

Nach dem Frühstück trennten wir uns. Der Lieutenant wollte ausreiten und forderte mich auf, den Doktor zu empfangen, und wie derselbe über Agathons Bein sich ausspräche, ihm bei seiner Heimkehr zur Kenntniß zu bringen.

Ich begab mich sofort zu Agathon hinauf und erkannte kaum noch sein Zimmer, eine solche Veränderung war damit vorgegangen. Jetzt fanden sich Stühle und Tische daselbst, ein Sopha, eine Kommode und Fenstervorhänge; eine schöne, ganze Decke war über das Bett ausgebreitet und dieses jetzt mit mehren Kissen versehen.

Lova saß neben dem Kranken. Agathons Gesicht war ruhig. Er sah mich mit einem dankbaren Blick an.

Der Doktor kam gegen Mittag, gab genaue Vorschriften über die Behandlung des Knaben und sagte mir im Vertrauen, der Beinschaden habe an sich wenig zu bedeuten, aber deßhalb sich so verschlimmert, weil Agathon an den Skropheln leide und wegen dieses Uebels unbedingt einer vollständigen Kur unterworfen werden müsse. Schon am folgenden Morgen solle er mit einem Dekokt den Anfang machen und hernach zu der ihm vorgeschriebenen Diät angehalten werden.

Als wir eine Stunde vor dem Mittagsmahl zusammentrafen, erstattete ich dem Lieutenant Bericht über die Erklärung des Doktors. Frau Sjöström erhielt sofort den Auftrag, darüber zu wachen, daß die Anordnungen desselben genau befolgt würden. Mich wunderte es in hohem Grade, daß Mallmenius gar nicht Miene machte, seinen Sohn zu besuchen, sondern ihn ganz und gar der Pflege von Frau Sjöström überließ.

Frau Mallmenius hatte beim Mittagsmahl sich gerade so benommen, wie am ersten Tage, und nicht ein Wort gesprochen. Ich erwartete natürlich, sie würde durch irgend eine Aeußerung zu erkennen geben, daß sie um die Krankheit ihres Stiefsohnes wisse, aber wartete vergeblich. Sie öffnete nicht einmal den Mund, um zu reden; sie hatte nicht einmal an Dalia etwas auszusetzen.

Wenn ich Agda bei der ersten Begegnung mit ihr schön fand, so nahm diese Schönheit bei dem zweiten Zusammentreffen einen peinlichen Charakter an, und der Anblick von ihr verursachte mir einen gewissen Schmerz, dessen ich nicht los werden konnte. Ihre Züge stellten sich so regelmäßig dar, daß die Augen unwillkürlich davon gefesselt wurden, während das Herz unter der Starrheit und Kälte des Ausdrucks wahrhaft litt.

„Wenn dieser Marmor von Fleisch und Blut Leben bekäme, wenn die Wange erglühen, das Auge von Zärtlichkeit strahlen, der Mund von Güte lächeln könnte, was für eine herrliche Erscheinung wäre sie dann!" dachte ich. — „Aber jetzt — jetzt — erregt ihr Anblick meiner Seele Pein, und das Herz will mir dabei gefrieren."

Wäre nur der Eindruck, welchen sie hervorbrachte, verschwunden, sobald man aus ihrer Nähe sich entfernte; aber so verhielt es sich keineswegs. Ihr Bild verfolgte mich unaufhörlich, wie ein Gespenst, vor dem ich weder Phantasie noch Gedanken retten konnte.

IV.

So vergingen etliche Tage, einander ziemlich gleich.

Die erste Hälfte von jedem widmete ich meinem künftigen Schüler, wachte darüber, daß er Alles, was er bedurfte, erhielt, und ließ mich in allerlei Gespräche mit ihm ein, damit er seiner Schmerzen vergessen möchte.

Agathon's Stimmung war gedrückt, und meine Freundlichkeit machte einen wohlthuenden Eindruck auf ihn. Er wurde mit jedem Tage mittheilsamer und weniger mürrisch. Er war geduldig bei seinen Leiden und dankbar für jeden Beweis von Theilnahme.

Gegen mich und Lova war er niemals unfreundlich, aber sobald Frau Sjöström hereingeeilt kam, änderte sich sein Benehmen; er schwieg hartnäckig und konnte nicht vermocht werden,

ihr nur mit einer Sylbe auf die an ihn gestellten Fragen zu antworten. In seinem Gesicht spiegelte sich eine innere unterdrückte Erbitterung, gemischt mit Furcht, ein stiller Haß, der sich nicht Luft zu machen wagte, ab.

Die einzige Person von den Familienmitgliedern, welche ihn besuchte, war Dalia. — Sie brachte ganze Stunden bei ihm zu und war dann so hold, so zärtlich und so gut gegen den armen Jungen, daß mein Interesse für das Mädchen sich bedeutend erhöhte. Es lag in dem Wesen der vierzehnjährigen Dalia etwas so Zartfühlendes und ungewöhnlich Bedachtsames, daß man dadurch wirklich überrascht wurde. Zuweilen, wenn sie bei Agathon war und ich bei ihnen im Zimmer blieb, kam es mir vor, als ob Dalia's Leben gleichfalls seine Schatten gehabt haben müßte, deren Wirkung gewesen, daß sie eine für ihr Alter sehr frühe Bekanntschaft mit Seelenleiden bitterer Art gemacht hatte.

Sie war im Allgemeinen aufgeweckter Natur und suchte durch ihren Frohsinn Agathon zu erheitern; aber trotz dieser Munterkeit lag in den großen Augen ein Ausdruck, welcher bewies, daß die junge Tochter des reichen Mannes nicht immer auf Rosen wandelte.

Alles in dieser Familie, von dem Kleinsten bis zum Größten, wich so vollkommen ab von Allem, was ich bisher gesehen hatte, daß ich unwillkürlich über die Art und Weise, wie ich handeln sollte, mich unsicher fühlte. Meine Lebenserfahrung und Menschenkenntniß war noch nicht so weit gediehen, daß ich schon vom ersten Anfang an meine Umgebung hätte richtig beurtheilen können.

So war beinahe eine Woche vergangen.

Mit Agathons Bein stand es jetzt bedeutend besser, so daß er auf dem Sopha liegen konnte.

Das Verhältniß zwischen mir und Frau Sjöström begann mittlerweile etwas gespannt zu werden, weil ich bei Allem, was auf Agathons Medicin und Diät Bezug hatte, mahnen mußte. Die Unordnung auf unserem Flügel war im Uebrigen so groß, daß meine Geduld auf eine harte Probe gestellt wurde. Der Kaffee, welchen man mir heraufbrachte, war schlecht und wurde

in so unsauberer Weise servirt, daß ich ihn kaum zu genießen vermochte. Die für Agathon zugerichteten Speisen zeigten sich sehr oft so elend, daß ich Frau Sjöström sagen lassen mußte, sie taugen nichts. In den ersten Tagen beantwortete sie meine Klagen mit einem wahren Wortschwall, dessen Inhalt war, was sie für schlechte Dienstboten um sich hätte, wie sie Alles selbst thun müßte u. s. w. Als meine Ausstellungen sich täglich erneuerten, brach ihre Geduld, sie warf die gefällige Maske ab und gab zur Antwort, „wenn Herr Sehlberg mit Allem so unzufrieden wäre, so hielte sie es für das Klügste, daß er seine Stelle aufgäbe, ehe er sie noch recht angetreten hätte."

Es ist hier zu bemerken, daß ich nicht ein einziges Mal über die Art und Weise, wie ich selbst bedient wurde, sondern nur in Sachen, welche Agathon betrafen, eine Anmerkung machte.

Ich hatte jedoch während dieser Zeit mir verschiedene Dinge klar gemacht. So zum Beispiel fand ich meine Vermuthung, daß die Besorgung des Haushaltes gänzlich dem Dienstpersonal, an dessen Spitze Frau Sjöström stand, überlassen war, vollkommen mit der Wahrheit übereinstimmend.

Agda Mallmenius nahm gar keine Notiz von dem, was ihr Hauswesen betraf oder damit zusammenhing. Alles wurde von ihr Frau Sjöström anheimgegeben, der einzigen Person in Erikstorp, mit welcher sie sich in ein Gespräch einließ.

Der Lieutenant selbst war einer von jenen unruhig thätigen Menschen, welche sich selbst keine Erholung gönnen. — Er war durch sein Hüttenwerk und seine großen Güter so sehr in Anspruch genommen, daß er keinen Augenblick übrig hatte, daran zu denken, wie die innere Haushaltung besorgt wurde. — Alle seine freien Stunden widmete er der Erwerbung von Kenntnissen und der Erziehung von Dalia, das heißt, der Ueberwachung ihres Unterrichts.

Diese letztere hatte ich mit Bezug auf Mamsell Moréns Lektionen zu beobachten Gelegenheit.

Sein Eingriff in dieses Gebiet mißfiel mir in hohem Grade und bewirkte, daß ich noch vor Beginn meines Lehrerberufs den Entschluß faßte, etwas dergleichen nicht zu dulden.

Mallmenius war allgemein von dem Inspektor, der Gouvernante und der Dienerschaft gefürchtet; die einzige Person, welche mit diesem Respekt nicht behaftet war, blieb Frau Sjöström.

Der Lieutenant betrachtete sie als das zuverlässigste und brauchbarste Wesen von der Welt und schien der festen Ueberzeugung, es wäre um alle Ordnung im Hause geschehen, wenn sie Erikstorp verlassen würde. Sie war in seinen Augen das non plus ultra von Klugheit und Verstand.

Sie wußte auch in Gegenwart von Mallmenius eine Wachsamkeit, einen Eifer und eine Behendigkeit an den Tag zu legen, welche sein Urtheil vollkommen irre leitete.

Saß er in dem Salon — bums kam Frau Sjöström hereingestürzt und begann aufzuräumen und abzustäuben, als ob nichts ohne sie ausgerichtet werden könnte. Sie webte, sie spann, sie war in der Meierei, in der Milchkammer, auf dem Speicher, in der Küche und überall. — Niemals war es Jemand eingefallen, auf alle diese innere Unordnung und Verwirrung, welche unter der Außenseite verborgen war, aufmerksam zu machen. — Frau Sjöström war für den Lieutenant Alles in Allem, und wehe dem, welcher etwas über sie sagte. Kinder, Lehrer und Gouvernante mußten sich alle mögliche Nachlässigkeit gefallen lassen, ohne irgend eine Anmerkung machen zu dürfen; denn wenn Jemand einen Versuch dieser Art wagte, so schnitt der Lieutenant jede Klage mit den Worten ab:

„Madame Sjöström ist eine vortreffliche Frau, und ich will von keiner Aeußerung der Unzufriedenheit über sie hören."

Dieß und noch viel mehr, was auf die innern Mysterien Bezug hatte, war mir von Agathon, bei dem einen oder andern tête-à-tête mit ihm, mitgetheilt worden. Die Aeußerungen des Knaben trugen das Gepräge großer Abneigung gegen die vortreffliche Haushälterin, welche seiner Behauptung zufolge das gottloseste Geschöpf unter der Sonne war.

„Ehe sie nach Erikstorp kam," pflegte Agathon zu sagen, „war Papa immer gut gegen mich; aber seitdem der kleine Bruder starb und Frau Sjöström die Macht erhielt, betrachtete

mich Papa als ein böses Kind, welches keiner Zärtlichkeit werth war. — Ich werde ihr niemals verzeihen, daß sie mich beschuldigte, ich hätte die Schachtel mit eingemachten Früchten, welche aus Portugal angekommen war, mir zugeeignet. Papa gab mir oft und viel Schläge, damit ich es gestehen möchte, und seitdem durfte ich nicht mehr an seinem Tische essen, obwohl ich vollkommen unschuldig bin."

Diese und andere vertraulichen Aeußerungen gaben mir den Gedanken ein, daß Frau Sjöström es wäre, welche Unheil anstiftete, und daß der Inspektor, ihr Sohn, trotz seines schüchternen Wesens, im Herzen seiner Mutter gleich war.

Von seiner Stiefmutter redete Agathon niemals, und es konnte mir nicht einfallen, eine Frage deßhalb zu thun.

Sein Lieblingsthema war Frau Sjöström, und so oft er mit mir unter vier Augen war, begann er über dieselbe Klage zu führen.

Er bekam niemals etwas ordentlich, so weit es Dinge betraf, womit Frau Sjöström zu thun hatte. Des Morgens, wenn er seine Milch trinken sollte, brachte man eine herauf, welche zur Hälfte sauer und blau war, und den Zwieback, womit wir, er und ich, bewirthet wurden, konnte man als Schleuderstein benützen u. s. w.

Er sagte einmal, als er einige von den Leiden beschrieb, wofür er Frau Sjöström zu danken hatte:

„Ich möchte nur wünschen, daß Papa einmal in mein und Herr Sehlbergs Zimmer käme und sich überzeugte, wie es da aussieht; da würde es wohl anders werden; aber er geht niemals in den linken Flügel. Er will nicht über die Schwelle desselben treten, seitdem der kleine Bruder gestorben ist. Dieß weiß das elende Weib, und deßhalb kümmert sie sich nicht darum, wie es hier aussieht."

Agathon äußerte niemals eine Klage über die Stiefmutter, oder gab zu verstehen, daß sie diesem Uebel abzuhelfen vermöchte, sondern erwähnte nur seines Vaters.

Es schien, als ob Agda für den Stiefsohn gar nicht vorhanden wäre.

Ich hatte bereits acht Tage in Erikstorp zugebracht, ohne daß Frau Mallmenius mich eines Wortes würdigte, ungeachtet wir jeden Mittag zusammentrafen. Die einzigen Worte, welche ich über ihre Lippen gehen hörte, enthielten einen Befehl an Dalia, ihr zu folgen.

Mamsell Morén hatte sie einmal aufgefordert, ihr ein Glas Wasser zu reichen, das andere Mal, ihr eine Garnsträhne zu halten. — Dalia und alle, an welche die starre, schöne Frau sich mit der Rede wandte, schienen zu erschrecken, und wenn Dalia den Befehl erhielt, ihr zu folgen, so wurden die Wangen des jungen Mädchens bleich und die Augen verriethen große Angst.

Es war, als ob ein unglückdrohendes Geheimniß an Agda haftete und auf Alle, welche in ihre Nähe kamen, ungünstig einwirkte.

V.

Am achten Tage meines Aufenthalts in Erikstorp, Morgens, als Pehr mit dem Kaffee für mich und mit der Milch für Agathon erschien, war meine Geduld zu Ende, denn der Knabe, welchem der Genuß von etwas Saurem verboten war, erhielt saure Milch, und ich einen Kaffee, den man durchaus nicht trinken konnte.

Ich hatte nicht im Sinn, Frau Sjöströms Nachlässigkeit länger zu dulden, und beschloß deßhalb, sie wissen zu lassen, daß sie an mir kein so geduldiges Subjekt als an Agathon hatte. Genug, ich sagte Pehr, nachdem ich Agathons Milch gekostet hatte:

„Du trägst den ganzen Plunder der Haushälterin wieder hinab und bittest sie, süße Milch für Agathon und trinkbaren Kaffee für mich heraufzuschicken."

Pehr blieb mit dem Kaffeebrett stehen und sah ganz verlegen aus.

„Nun, hast Du nicht gehört, was ich sagte?" rief ich, als er sich nicht von der Stelle rührte.

„Ich wage nicht, Ihnen Gehorsam zu leisten," stammelte Pehr und sah ganz unglücklich aus, „denn wenn ich Frau Sjöström einen solchen Auftrag ausrichte, werde ich gewiß aus dem Dienste fortgejagt."

„Willst Du lieber von mir eine Tracht Prügel haben?" fragte ich.

„Nein, gewiß nicht; aber...."

„Du thust blos, was ich dir sage, sonst...." ich machte eine ausdrucksvolle Geberde, „und was den Punkt betrifft, daß Du aus dem Dienste gejagt werdest, so stehe ich dafür, es soll nicht geschehen. — Marsch!...."

Pehr ging langsam gegen die Thüre; dann drehte er sich zu mir um und sagte mit einer kläglichen Miene:

„Die Frau wird Ihnen niemals verzeihen und hernach ebenso viel Verdruß machen, als es bei den andern Informatoren der Fall gewesen ist. Sie hat bereits über Sie Klage geführt, und die Folge wird sein, daß Sie den Abschied erhalten."

„Geh Du nur und kümmere dich darum nicht," antwortete ich, sondern komm blos mit süßer Milch für Agathon herauf, wie der Doktor verordnet hat."

Pehr ging, und ich hatte volle Zeit, meine Toilette zu vollenden, bevor er wiederum sichtbar wurde. — Als er eintrat, hatte er kein Kaffeebrett und sah äußerst betrübt aus.

„Nun?" fragte ich in barschem Ton.

„Ach, lieber Herr, es ging ganz, wie ich sagte; die Frau wurde böse, gab mir ein paar Ohrfeigen und hieß mich Ihnen melden, sie wolle den Lieutenant fragen, ob er dem Informator zu erlauben gedenke, daß derselbe ihr Grobheiten mache. Dann forderte sie mich auf, Ihnen zu sagen, sie habe nicht im Sinn, sich von — von — einem hergelaufenen Jungen in die Zucht nehmen zu lassen."

„Gut! Wir werden schon darüber reden, Frau Sjöström und ich," lautete meine Antwort. „Du schaffst inzwischen sogleich Milch für Agathon her, sonst gehe ich zu dem Lieutenant hinab."

Einen Augenblick hernach kam Pehr mit der Milch für den den Knaben; ich blieb ohne Kaffee.

Ich machte einen längern Spaziergang, und als die Glocke zum Frühstück rief, trat ich in den Speisesaal.

Der Lieutenant begrüßte mich zum ersten Mal seit meinem Eintritt in sein Haus mit einem herablassenden Kopfnicken, ohne ein Wort an mich zu richten. Ich sah sogleich, daß die Haushälterin schon an Ort und Stelle gewesen, und das war mir ganz recht. Es sollte also zu einem offenen Streite zwischen uns kommen. Ich war mir bewußt, nur im uneigennützigen Interesse von Agathon gehandelt zu haben, und hatte einen festen Glauben an den Sieg des Guten und Rechten hier auf Erden.

Tante Emilias Worte: „Wenn Du thust, was Gewissen und Herz dir gebieten, so kannst Du eines glücklichen Ausgangs sicher sein,“ waren in meine Seele eingegraben, und ich hatte jetzt in Uebereinstimmung damit gehandelt.

Das Frühstück ging unter Stillschweigen vorüber. Als es zu Ende war, nahm ich den Weg in die Bibliothek.

Ich war dort ungefähr eine halbe Stunde gesessen, als Jemand eintrat. — Meine Vermuthung, es sei Mallmenius, bewahrheitete sich jedoch nicht, sondern zu meiner nicht geringen Ueberraschung war es Frau Sjöström. Sie schien verwundert, mich hier zu finden.

Die würdige Frau hielt einen Federbesen in der Hand und war in der Absicht eingetreten, jedes Stäubchen zu beseitigen, bis Mallmenius von seiner gewöhnlichen Ausfahrt auf seine Ländereien heimkehrte.

Ich erhob mich sogleich und ging der „Frau“ mit den Worten entgegen:

„Es ist mir sehr lieb, daß ich Sie hier treffe, Madame; ich wollte Sie gerade aufsuchen.“

Die Haube mit den buntfarbigen Bändern gerieth auf ihrem Kopfe in Bewegung; sie warf mir einen schiefen Blick zu und gab mir, während sie von einem Tisch zum andern ging und den Federbesen gewaltig hin- und herschwang, folgende Replik:

„Ah, der Herr hätte ja durch Pehr ausrichten lassen können,

was er mir zu sagen beabsichtigte. — Man kann sich seine Gedanken auch dadurch mittheilen, daß man die Domestiken zu Boten dafür gebraucht. Aber das muß ich sagen, daß es hier im Hause nicht Brauch ist."

„Deßhalb wollte ich mich selbst einstellen, um noch einmal Frau Sjöström zu bitten, sie möchte darüber wachen, daß Agathon das, was er haben muß, ordentlicher erhält. Es ist unmöglich, daß der Knabe gesund wird, wenn man die Vorschriften des Arztes nicht einhält, und außerdem herrscht in Allem, was ihn betrifft, eine solche Unordnung, daß ich Frau Sjöström aufs Bestimmteste auffordern muß, dafür zu sorgen, daß es anders wird. Ich rede durchaus nicht von aller der Unreinlichkeit, die mir zum Loose gefallen ist, ungeachtet ich an dergleichen nicht gewöhnt bin, sondern hier handelt es sich nur um den kranken Knaben."

„Ah so, der Herr redet nicht von sich selbst. Der Herr ist wohl, möchte ich fast glauben, daran gewöhnt, wie ein Prinz behandelt zu werden," fiel Frau Sjöström ein und maß mich vom Kopf bis zu den Füßen. „Es ist wohl möglich, daß es anderswo geschehen ist, aber sieht der Herr, hier im Hause werden die Informatoren so gut bezahlt, daß sie sich damit zufrieden geben müssen, wie andere Lohndiener bedient zu werden. Die Domestiken haben mehr zu thun, als die Zeit in unnöthiger Geschäftigkeit mit dem Jungen und seinem Lehrer zu verschleudern. Ist der Herr nicht zufrieden, so rede er mit dem Lieutenant, der wird ihm Antwort geben. — Ich für meinen Theil habe nicht im Sinne, in dem gewöhnlichen Gang der Dinge irgend eine Veränderung zu treffen, und schmeckt dem Herrn der Kaffee nicht, so lasse er denselben stehen; aber wenn der Lieutenant und die gnädige Frau ihn trinken können, so wird es wohl, dünkt mir, auch bei dem Informator gehen."

Sie schwang mit großer Heftigkeit ihren Federbesen, so daß ich von einer Staubwolke umgeben wurde. Ich trat zu dem offenen Fenster und sagte ganz ruhig:

„Da Frau Sjöström keine Aenderung vornehmen will, so

bin ich wohl genöthigt, mich an die Gebieterin des Hauses zu wenden, um es dahin zu bringen, daß Agathon erhält, was er haben muß."

Frau Sjöström drehte sich plötzlich um und rief, mich anstarrend:

„Der Herr hat im Sinn, mit Frau Mallmenius zu sprechen?"

„Ja, noch heute werde ich sie davon in Kenntniß setzen, wie ihr Stiefsohn hier behandelt wird."

Mit diesen Worten verließ ich die Bibliothek und stieß im Kabinet auf Mamsell Morén, welche in horchender Stellung vor der Thüre sich befand.

Die Gouvernante schien nicht im Mindesten darüber verlegen, daß sie in einem so wenig sich schickenden Vorhaben überrascht wurde. Sie zog sich nur etwas bei Seite und ließ mich passiren, während sie die Augenlider senkte und auf ihre untadelige Weise lächelte.

Das Mittagsmahl ging still und noch steifer als das Frühstück vorüber. Der Lieutenant schwieg ebenso beharrlich, wie seine Frau.

Mallmenius that, als ob er gar nicht merke, daß ich hier sei. Er strich seinen Schnurrbart und hatte ein Aussehen, das nichts Gutes verkündete.

Mamsell Morén war noch steifer und sittsamer als sonst, und Dalia schaute mit schüchternem Blick auf ihren Vater und die Stiefmutter.

Das Essen war zu Ende und wir begaben uns in den Salon. Der Lieutenant nahm Dalia an der Hand und ging mit ihr in den Garten hinaus. Mamsell Morén mußte auf ihr Zimmer hinauf, um etwas Garn, das sie vergessen hatte, zu holen.

Ich hatte starken Verdacht, es sei nur ein Vorwand, um sich mit guter Manier entfernen zu können.

Agda Mallmenius saß auf ihrem gewöhnlichen Platze gerade vor der Glasthüre und strickte, starr wie ein Bild.

Ich fühlte mich etwas genirt, als ich mich jetzt allein mit

ihr befand. So fest ich entschlossen war, diesen Automaten anzureden, fiel es mir doch schwerer, als ich mir vorgestellt hatte.

Auch machten meine zwanzig Jahre, daß ich noch keine genügende Erfahrung besaß, um meine Stellung zu ihr richtig zu beurtheilen.

Nur etwas stand klar vor mir, und das war, daß ich in ihr den Gedanken daran zu erwecken wünschte, wie schlecht sie ihren Beruf als Stiefmutter erfüllte, wenn sie eines der Kinder einer rohen, heuchlerischen und eigennützigen Haushälterin überließ.

Ich war, seitdem ich meine Laufbahn als Informator mit fünfzehn Jahren begonnen, nur in Häusern gewesen, wo die Mutter liebevoll sich der Pflege ihrer Kinder annahm, und hatte somit in einer Atmosphäre häuslicher Gemüthlichkeit und Wohlfahrt gelebt, an welcher es zu Erikstorp gänzlich fehlte. — Ferner war dieß die erste Familie, welche um ihres Reichthums willen als hoch über einem armen Informator stehend angesehen werden konnte. Bei den Leuten, wo ich früher gewesen, war ich als ihresgleichen behandelt worden, und die Erfahrung hatte mich noch nicht gelehrt, daß man ein ehrliches Aussprechen der Wahrheit als unpassend von meiner Seite betrachten konnte.

Agda schien indessen gar nicht darauf zu achten, daß wir, sie und ich, allein waren, ja nicht einmal von meiner Anwesenheit überhaupt zu wissen. Einige Minuten betrachtete ich dieses bildschöne Angesicht mit den großen, schwarzen, klaren Augen. Nicht ein Zug, nicht eine Linie fand sich darin vor, welche mit den herrschenden Regeln für das Schöne in Widerspruch stand, und dennoch zog sich das Herz bei dem Anblick davon zusammen, denn nicht ein Schein von Leben war darin zu entdecken.

„Ist ihr Aussehen immer so gewesen?“ fragte ich mich selbst und stand von dem Platze an dem Fenster, wo ich gesessen war, auf, in der Hoffnung, sie würde bei dieser Bewegung den Blick nach dem Punkte richten, den ich nunmehr einnahm; aber sie veränderte ihre Haltung nicht.

„Darf ich mich erkühnen, mit Frau Mallmenius einige Worte zu reden?“ äußerte ich und mußte zu meinem eigenen

Erstaunen bemerken, daß meine Stimme nicht die gewöhnliche Sicherheit hatte.

Sie drehte den Kopf um und heftete ihre kalten Augen auf mich mit einer Miene, als ob sie fragen wollte, woher ich die Keckheit nähme, sie anzureden, da sie noch niemals sich herabgelassen hätte, nur ein einziges Wort an mich zu richten.

Dieser kalte, übermüthige Ausdruck in ihrem Angesicht hätte wohl jeden Andern abgeschreckt; aber ich fühlte mich dadurch gereizt, und da sie fortfuhr, mich schweigend zu betrachten, nahm ich wieder das Wort:

„Es mag kühn erscheinen, daß ich die Mutter meines Schülers anrede, bevor sie mich noch eines Wortes gewürdigt hat. Der Grund zu diesem dreisten Schritte ist, daß ich, obwohl erst eine Woche hier im Hause befindlich, mich veranlaßt sehe, an Sie zu appelliren, Madame, damit Sie gütigst Befehl geben, daß Ihr Stiefsohn die Nahrung und Pflege erhält, welche der Doktor angeordnet hat. Ich bin vollkommen überzeugt, daß Sie von dem Mangel an Theilnahme und liebender Fürsorge, worunter Agathon leidet, keine Kenntniß haben, und darum hielt ich es für meine Pflicht, seine Mutter darüber aufzuklären."

„Aber, mein Herr, ich verstehe Sie nicht," entgegnete Frau Mallmenius und sah mich mit Augen an, welche doppelt so groß wie sonst wurden. — „In Allem, was Agathon betrifft, müssen Sie sich an seinen Vater wenden. Ich habe mit dem Knaben nichts zu thun."

„Gnädige Frau, ich glaubte, mein Anliegen vor Agathons Mutter bringen zu müssen, wenn es sich um dessen Pflege handelte."

„Frau Sjöström hat die Führung des innern Haushalts und ist auch mit der Sorge für meines Mannes Kinder betraut."

Jetzt wandte sie sich von mir ab und begann wieder zu stricken. Es sah aus, als ob sie der Meinung wäre, hiemit sei jede weitere Besprechung des Gegenstandes abgethan. — Ich ließ mich jedoch nicht so leicht abspeisen.

„Ja, ich weiß, daß sie hier Haushälterin ist," fiel ich ein,

„aber wenn es sich um die Gesundheit der Kinder handelt, glaube ich, müsse so etwas einer Mutter dermaßen am Herzen liegen, daß sie es nicht fremden Händen anvertrauen kann.“

„Genug, mein Herr, ich will nichts weiter hören.“

Agda erhob sich vom Sopha und verließ das Zimmer. In demselben Augenblick trat der Lieutenant vom Garten ein. Sein Aussehen war minder steif als am Mittagstische. Es lag ein eigenthümlich heller Ausdruck in seinem Blick, der von innerer Zufriedenheit zeugte, obwohl er noch immer an seinem Schnurrbart strich, — ein Beweis, daß die Stimmung noch nicht ganz zum Bessern umgeschlagen hatte.

„Ah, es ist gut, daß ich Herrn Sehlberg treffe;“ sagte er. „Haben Sie Lust, mit mir nach Kolbo zu reiten, so könnten wir mit einander reden; ich habe schon seit heute morgen Ihnen Verschiedenes zu sagen, was nicht umgangen werden kann, bevor Sie Ihre Lehrstelle antreten. Heute ist Samstag, und den Montag haben Sie ja zum Beginn des Unterrichts bei Dalia bestimmt.“

Er ging gegen die Thüre nach dem Vestibule und setzte hinzu;

„Nun, begleiten Sie mich? Die Pferde sind in einer Viertelstunde bereit.“

Ich dankte für die Einladung zu einem Spazierritt, der mir immer großes Vergnügen bereitete.

VI.

Eine Viertelstunde darauf saßen wir zu Pferde.

Mallmenius sprengte in gestrecktem Trabe die Allee hinab und ritt in diesem Tempo eine Weile fort.

So schnell ging es bei ihm immer, bis er auf den Weg am Fluß hinauskam; dann hemmte er den Schritt seines Thieres. Dießmal that er es schon, als wir am Gitterthore des Parks angekommen waren. Er hielt plötzlich das Pferd an und warf

einen Blick in den Park. Ich schaute gleichfalls hin, um zu entdecken, welcher Gegenstand daselbst seine Aufmerksamkeit anzog.

Auf einem der schmälsten Pfade desselben wurde zwischen den Bäumen eine schwarzgekleidete Dame sichtbar. Man erkannte sogleich Agda's Gestalt.

Während der ganzen Woche, da ich nunmehr in Erikstorp war, hatte ich sie niemals außerhalb des Hauses gesehen, weder auf einer Promenade, noch im Wagen, noch zu Pferde, nicht einmal auf einer der Bänke in freier Luft.

Der Lieutenant schien ganz überrascht, seine Frau im Parke zu finden; dieß merkte man an dem Ausdruck in seinem Angesichte. Nachdem er einige Sekunden ihr mit den Augen gefolgt war, gab er seinem Pferde die Sporen und ritt in starkem Trabe wieder eine gute Weile fort; endlich sah er mich an und äußerte in einem Tone, welcher beinahe freundlich klang:

„Es wäre mir unlieb, Herr Sehlberg, wenn wir uns gleich von Anfang an nicht verständen, denn ich denke von Ihnen, daß Sie ein braver und tüchtiger Junge sind, für welchen ich bereits ein sehr großes Wohlwollen gefaßt habe."

„Herr Lieutenant," antwortete ich, „was mich betrifft, so werde ich Alles thun, damit Sie keinen Grund zur Unzufriedenheit bekommen."

„Aber Ihre Handlungen widerstreiten dieser Versicherung. Ich bin bereits unzufrieden gewesen."

Die letzten Worte wurden in einem stolzen Tone gesprochen.

„Wenn dem so ist, so habe ich gegen meinen Willen hiezu Anlaß gegeben," erwiederte ich, mich stellend, als merkte ich nicht, daß die Haushälterin bei ihm gewesen wäre und geschwatzt hätte.

„Möglich; aber in diesem Fall dürften Sie es mir zu gut halten, wenn ich Ihnen eine Lektion gebe, bevor Sie solche bei meinen Kindern beginnen."

Der Ton von Mallmenius nahm etwas Gereiztes, Hochfahrendes an, was mein Blut in Wallung brachte; aber ich schwieg, und er fuhr fort:

„Ich habe in meinem Hause eine Frau, auf welche ich

große Stücke halte, und bei welcher ich in mancherlei Schuld zu stehen glaube. Während der sechs Jahre, da sie bei mir ist, habe ich mir niemals einen Ausbruch von Heftigkeit gegen sie erlaubt, weil ich schon vor deren Eintritt in meine Dienste Gelegenheit hatte, ihren ungewöhnlich rechtschaffenen Charakter kennen und schätzen zu lernen. Es mag sein, daß sie ihre Fehler hat; aber diese sind, verglichen mit ihren Verdiensten, unbedeutend. Ich fordere darum von Allen, welche in meinem Hause sind, meine Kinder miteingerechnet, daß sie Frau Sjöström die Achtung erweisen, welche dieselbe stets von mir genießt und genießen wird. Sie, Herr Sehlberg, sind sehr empfindlich, und erlauben Sie mir es zu sagen, anmaßlich gegen dieselbe gewesen. Sie haben heute die knabenhafte Ungebühr sich erlaubt, ihr eine unhöfliche Botschaft durch einen Lümmel von Diener überbringen zu lassen, und zwar darum, weil der Kaffee nicht nach Ihrem Geschmack war. Die Folge dieser Ihrer Handlung ist, daß Pehr schon morgen seinen Dienst verlassen muß, weil er eine unhöfliche Meldung an eine Person gemacht hat, der nach meinem Befehl von Jedermann die größte Achtung bezeigt werden soll."

„Vielleicht will der Herr Lieutenant mit dieser Erklärung andeuten, daß auch ich bereits meines Amtes enthoben bin?" fiel ich ein.

„Wenn ich die Absicht hegte, Sie zu verabschieden, so hätte ich Ihnen nicht die gegenwärtige Erklärung gegeben. Ich habe Ihnen nur zu sagen gewünscht, Sie möchten für die Zukunft im Gedächtniß behalten, wie es nicht mein Wille ist, daß irgend eine Unzufriedenheit mit Frau Sjöström weder direkt noch indirekt laut werde; deßgleichen daß sie mit Botschaften verschont bleibe, welche für dieselbe verletzend sein können. Es mag genug daran sein, daß Pehr um seinen Dienst kommt. Ich hoffe, die Sache ist nun zwischen uns abgemacht und wir sprechen nicht mehr darüber. Für jetzt kein Wort mehr davon! Sie haben meinen Wunsch gehört und werden sich bestimmt auch darnach richten."

„Das werde ich; aber auf die Gefahr hin, Pehrs Schicksal zu theilen, kann ich doch nicht unterlassen, den Herrn Lieutenant über den wahren Sachverhalt aufzuklären und wo möglich dem

armen Burschen, welcher durch meinen Befehl sich gezwungen sah, seinen Auftrag an Frau Sjöström auszurichten, Verzeihung auszuwirken."

„Mein Herr!" rief der Lieutenant heftig und schleuderte mir einen gereizten Blick zu; „ich will nichts hören."

Ich ließ mich durch den zornigen Ton nicht abschrecken, weil ich beschlossen hatte, ihn, was auch geschehen möchte, die Wahrheit wissen zu lassen. Auch glaubte ich, meine Pflicht erheische es, Pehr in Schutz zu nehmen. Genug, ich erzählte in der Kürze, wie sehr Agathon verwahrlost wurde, wie ich jeden Tag mich dagegen wehren, daß man ihm das gab, was verboten war, und wieder abmühen mußte, daß er das erhielt, was ihm verordnet worden. Ich sagte Mallmenius, in Allem, was die Pflege seines Sohnes beträfe, herrsche die größte Nachläßigkeit, und äußerte schließlich, er könne sich selbst von der Richtigkeit meiner Angaben überzeugen.

Mallmenius hatte mehrmals, während ich ganz ruhig meinen Bericht abstattete, mich zu unterbrechen gesucht, indem er mir Stillschweigen anbefahl; aber ich hatte mir vorgenommen zu reden, und that es auch.

Ich erklärte nicht minder, wenn ein Fehler damit begangen worden, daß ich die saure Milch und das unsaubere Kaffeebrett wieder hinabgeschickt hätte, so wäre dieß einzig meine Schuld und nicht die von Pehr, welchem in Folge meiner Bedrohung mit einer Tracht Prügel kein anderer Ausweg geblieben, als Gehorsam zu leisten. — Ich müßte somit, und nicht der Diener von Erikstorp entfernt werden.

Diese letzte Versicherung wurde in festem Tone gegeben, um hiedurch darzuthun, wie sehr ich von der Richtigkeit derselben überzeugt wäre.

Als ich schwieg, sah Mallmenius mich mit seinen unabläßig die Farbe wechselnden Augen an. Der Blick kam mir vor, wie der eines Löwen, wenn er ein unbedeutendes, untergeordnetes Thier betrachtet, welches sich gegen ihn aufzulehnen wagt. Ich begegnete demselben und hielt ihn ganz ruhig aus.

„Es scheint Ihnen nicht sonderlich darum zu thun, Ihre Stelle beizubehalten," sagte er.

„Ich habe keinen höhern Wunsch, als hier zu bleiben," entgegnete ich, „aber werde mir niemals durch feiges Verschweigen der Wahrheit einen Vortheil zu verschaffen suchen. Ich wage deßhalb zu bemerken, daß, wenn ein Märtyrer fallen soll, ich es sein mag, dem diese Rolle zugetheilt wird, und nicht Pehr, der nur meinen Auftrag vollzogen hat."

Mallmenius gab keine Antwort, sondern setzte sein Pferd wieder in Trab, worauf wir die noch übrige kleine Strecke Wegs, ohne weiter ein Wort zu sprechen, zurücklegten.

Ich war ungewiß, wie das Resultat unserer Unterredung ausfallen würde, und obwohl es mir in pekuniärer Hinsicht sehr leid gethan hätte, eine Stelle zu verlieren, welche mir so manche Vortheile versprach, beunruhigte ich mich darum doch nicht. — Ich fühlte, daß ich mir mehr als alle meine Vorgänger erlaubt und ein hohes Spiel gewagt hatte; aber es wurde mir nicht minder klar, daß, wenn dieses Spiel so ausfiel, um mir ein Bleiben möglich zu machen, ich damit einen bedeutenden Vortheil für den armen Jungen gewonnen hatte, und ein solcher Erfolg schien mir schon eines Wagnisses werth.

Als wir von Kolbo heimkehrten, begleitete uns der Hüttenverwalter nach Erikstorp.

Es war ein Mann von einigen dreißig Jahren, ehemaliger Lieutenant bei dem Staraborgischen Regimente. Er hatte ein joviales aber darum doch energisches Aussehen. Er war heiter und aufgeweckt, aber ohne die Rücksicht auf seinen Principal, dem er mit größter Achtung begegnete, außer Augen zu lassen.

Lieutenant Ludwig Lundin, wie gesagt, Hüttenverwalter in Kolbo, hatte nichts von einem Glücksritter an sich, sondern man sah in dem Zoll der Aufmerksamkeit, welchen er seinem Principal darbrachte, nur etwas ganz Natürliches. Lundin war verheirathet; die Stelle in Kolbo so vortheilhaft, daß sich viele Liebhaber dazu gefunden hatten. Kein Wunder also, wenn ihm an deren Beibehaltung viel gelegen war.

Lundin, welcher nicht die entfernteste Ahnung davon

hatte, daß ich bereits mit Mallmenius in Conflikt gerathen war, schwatzte und scherzte wie gewöhnlich und bewirkte durch seine Munterkeit, daß das Gespannte in der Stellung von dem Lieutenant und mir nicht zum Vorschein kam.

Ich glaubte auch ohne Schwierigkeit errathen zu können, daß Mallmenius den Hüttenverwalter zur Begleitung nach Erikstorp eingeladen hatte, um nicht allein mit mir zurückreiten zu müssen.

Der Abend verging, ohne daß noch ein einziges Wort zwischen mir und Agathons Vater gewechselt wurde. Agda war bei dem Souper nicht sichtbar. Mamsell Morén und Dalia hatten sich nach dem Probsthof begeben.

Der nächste Tag war ein Sonntag, und man fuhr insgesammt in die Kirche.

Pehr war nicht wie gewöhnlich mit dem Kaffee für mich und Agathon erschienen. Ein anderer langer Tölpel hatte seine Stelle eingenommen; etwas, das mich in üble Laune versetzte.

Ich konnte mich nicht mit dem Gedanken versöhnen, daß Pehr um meinetwillen aus dem Dienste geschickt werden sollte. Ungeachtet es meinem Grundsatze, an die Domestiken eine Frage zu stellen, zuwider war, erkundigte ich mich dieses Mal doch bei dem langen Janne, warum Pehr seinen gewöhnlichen Dienst bei uns nicht versehe.

„Ja, das ging so: Pehr soll hinfort bei dem Herrn Lieutenant aufwarten und nicht mehr in diesen Flügel kommen, hat der Herr Lieutenant gesagt.“

Pehr war somit nicht fortgeschickt. Das schien mir schon ein gutes Zeichen.

Als wir in die Kirche fuhren, stand Pehr auf dem Wagen hinter dem Lieutenant und seiner Frau. Ich, Mamsell Morén und Dalia, wir hatten ein besonderes Fuhrwerk, und Frau Sjöström mit ihrem Sohne bediente sich einer kleinen Jagdbroschke.

Ich war allerdings mit demselben schlechten Kaffee wie bisher am Morgen bewirthet worden; aber Agathon hatte süße Milch

und Brod, wie es ihm vom Arzte verordnet war, erhalten. Und so machte ich mir nicht viel aus dem Kaffee.

Mamsell Moróns an sich schönes Gesicht sah vollkommen versteinert aus. Sie wagte auf dem ganzen Weg zur Kirche nicht ein einziges Mal den Blick zu mir zu erheben und schien sogar jedem Gespräch mit mir auszuweichen zu wollen.

Dalia war still und verdrießlich.

Agda hatte, als sie in den Wagen stieg und dabei ganz flüchtig mich ansah, leicht die Farbe gewechselt, aber meine ehrerbietige Verbeugung unerwiedert gelassen. Während des Frühstücks hatte der Lieutenant nicht ein Wort an mich gerichtet, und es sah wirklich aus, als sei ich in Ungnade gefallen.

„Es wird wohl am besten sein," dachte ich, „einzupacken und auf einen andern Markt zu ziehen. Doch verteufelt dumm! Es regnet nicht alle Tage siebenhundert Reichsthaler jährlich und alles frei auf der Universität; aber mag sein. Ich hatte nicht anders handeln können."

Beim Mittagstisch geschah es heute, daß Agda ein paar Mal ihre kalten Augen auf mir ruhen ließ, und da ich dasselbe gegenüber von ihr that, bedeckte sich ihr Angesicht mit einer dunkeln Röthe, einem Ausdruck von Zorn, der allzu deutlich war, als daß man ihn mißverstehen konnte. Es war mir somit durch meine Dreistigkeit von gestern doch gelungen, irgend eine Empfindung in diesem Marmor zu erwecken. War es auch nur Zorn, so bewies es wenigstens, daß sie zürnen konnte.

Nach dem Schluß des Diners, als wir in den Salon traten, verlangte der Lieutenant Cigarren. Als dieselben in den Garten gebracht und auf den Tisch vor der Bank, wo der Lieutenant gewöhnlich Platz zu nehmen pflegte, niedergelegt worden waren, äußerte er gegen mich:

„Will Herr Sehlberg eine Cigarre rauchen?"

Es war das erste Mal, daß er nach der gestrigen Erklärung mich anredete.

Ich dachte:

„Jetzt schreibt er dir den Laufpaß, während wir rauchen."

Dabei warf ich einen Blick auf Agda. Ihre Augen haf-

teten wieder auf mir, und abermals überzog sich ihr Angesicht mit einer feinen Röthe. Sie warf den Kopf stolz empor. Mallmenius und ich, wir gingen in den Garten hinaus. Dalia hatte sich zu ihrem Bruder hinauf begeben.

Der Lieutenant sprach eine Weile von gleichgültigen Dingen, während er seine Frau betrachtete, welche heute als an einem Sonntag nicht strickte, sondern ganz unbeweglich, die Hände in den Schoos gelegt und mit den Augen in die Ferne schweifend, dasaß.

Nachdem der Diener den Kaffee servirt und sich entfernt hatte, äußerte er plötzlich:

„Ich weiß nicht, ob ich Herrn Sehlberg schon davon unterrichtet habe, daß das Zimmer, worin die Lektionen ertheilt werden, rechts von der Bibliothek liegt. Da Sie morgen Ihren Beruf als Lehrer beginnen, will ich nur das erwähnen, daß ich wünsche, Dalia soll von Ihnen Unterricht in der schwedischen Sprache, Naturgeschichte, Mathematik und im Rechnen erhalten. Die lebenden Sprachen, Musik und Zeichnen sind Fächer, worin Fräulein Morén ihr das Nöthige beibringen wird.“

„Es ist somit beschlossen, daß ich bleiben werde,“ dachte ich bei mir selbst.

„Ich war auch auf eine kleine Aenderung bedacht, welche darin besteht, daß Ihnen und Agathon die beiden Zimmer, welche neben dem Unterrichtssaal liegen und bisher für Gäste benützt wurden, eingeräumt werden. Morgen, während Sie Dalia Unterricht geben, werde ich Frau Sjöström anweisen, den Umzug zu bewerkstelligen. — Nun, wie gefiel Ihnen mein Hüttenverwalter? Ist er nicht ein prächtiger Kerl? Er bekleidet seine Stelle schon seit mehreren Jahren.“

Der Lieutenant vertiefte sich in eine lange Discussion über die Kunst, die Leute so zu wählen, daß sie für den Platz, welchen sie einnehmen sollten, tauglich wären, und erkannte sich in diesem Fall einen ganz sichern Blick zu. Mamsell Morén zum Beispiel war schon seit sieben Jahren Gouvernante bei Dalia. Als sie in das Haus kam, zählte sie erst achtzehn Jahre, aber nach zwölfmonatlichem Aufenthalt daselbst hatte Mallmenius sie eine Reise

nach England machen lassen, wo dieselbe anderthalb Jahre auf seine Kosten blieb, um sich zu einer tüchtigen Lehrerin für seine Tochter auszubilden.

Nur in einem Stück hatte der Lieutenant Unglück gehabt, nämlich bei den Informatoren, und dieß war daher gekommen, daß er niemals Gelegenheit fand, eine eigene Wahl zu treffen, sondern sich gezwungen sah, auf Andere sich zu verlassen. Er redete von seinem sichern Auge in der Auffassung der menschlichen Charaktere und behauptete, bei deren Beurtheilung niemals einen Mißgriff begangen zu haben.

Während er so sprach, betrachtete ich seine Frau und fragte mich im Stillen, ob er auch bei der Wahl einer Gattin einen so sichern Blick bewährt hätte. Mittlerweile hörte ich ihm mit Interesse und Aufmerksamkeit zu, weil er gut redete. Das wirklich Noble in seinem Benehmen gegen mich hatte mein Herz ganz und gar eingenommen, und es war mir, als ob ich zu diesem als Despot und Haustyrann verschrieenen Manne eine sehr große Anhänglichkeit fassen könnte. Ich sprach allerdings nicht aus, was ich fühlte, aber als er zu Ende war, dankte ich ihm mit einigen einfachen Worten für den Wohnungswechsel, durch welchen Agathon seinem Vater um so viel näher kam. Ich sah ein, daß der arme verstoßene Knabe sehr viel dadurch gewonnen hatte.

VII.

Der erste Zusammenstoß zwischen Mallmenius und mir hatte somit auf eine Weise geendet, welche vollkommen bewies, daß, welche Fehler er auch haben mochte, doch das Verlangen, durch Ungerechtigkeit seine Macht über Andere geltend zu machen, nicht dazu gehörte.

Ich konnte nicht begreifen, wie es ihm so schwer gefallen war, sich die Lehrer zu erhalten; es mußte daher gekommen sein, daß dieselben, wenn sie mit Frau Sjöström in Streit gerathen

waren, nicht den Muth gehabt hatten, die Wahrheit auszusprechen.

Am nächsten Tage begann mein Lehrerberuf. Ich ließ Agathon in den Lektionssaal heraustragen, so daß er, auf einem Sopha liegend, zugegen sein konnte. Obwohl Agathon vorerst nur als Zuhörer an dem Unterricht Theil nahm, schien er doch großes Interesse dafür zu haben. Das Gleichgültige und Stumpfe in seinem Gesicht verschwand, als ich Naturgeschichte mit Dalia begann.

Dieses von seinem Vater als ungelehrig geschilderte Kind konnte also doch durch einen Lehrgegenstand angeregt und gefesselt werden. Ich war wohlzufrieden mit dieser Entdeckung und glaubte mich den besten Hoffnungen gegenüber von meinem armen kränklichen Schüler für die Zukunft hingeben zu dürfen.

Als die Lektionen geschlossen waren, meldete mir Janne, daß mein Zimmer zur Rechten vom Lektionssaal in Ordnung sei.

Es war groß und schön, mit der Aussicht auf den Park, und hatte eine Thüre nach dem Vestibule. Auf der andern Seite vom Lektionssaal hatte Agathon das seinige. Es war kleiner, aber ganz gemüthlich, doch fehlte bei ihm der eigene Eingang. Ich erwähne dieses Umstandes, weil die Lage der Zimmer bei den später eintretenden Ereignissen eine gewisse Rolle spielt.

In den drei ersten Wochen, nachdem der Unterricht seinen Anfang genommen hatte, war der Lieutenant verreist. Mittags waren bei Tische nur Mamsell Morén, Dalia, ich und Herr Sjöström.

Agda ließ sich gar nicht sehen, und das Essen, das man auftrug, war schlecht genug.

Ich hatte inzwischen durch meine Klage gegen Frau Sjöström so viel erreicht, daß Agathon die Speisen, die ihm verordnet worden waren, erhielt, und daß Alles, was Diät und Heilmittel bei ihm betraf, gewissenhaft in Acht genommen wurde.

Der Lieutenant hatte bei seiner Abreise gegen mich geäußert:

„Agathon hat seine eigene Wärterin; haben Sie demnach die Güte, Herr Sehlberg, darauf zu sehen, daß sie ihre Schuldig-

keit thut. Frau Sjöström hat nichts mehr mit dem Knaben zu schaffen.“

Nach allen diesen Anordnungen war leicht zu errathen, daß Frau Sjöström nicht sehr freundlich gegen mich gestimmt sein mochte. Dieß ließ sich auch ganz leicht daraus abnehmen, daß sie in Allem, was mich anging, die größtmögliche Nachläßigkeit und eine kleine Bosheit an den Tag legte, während ich indessen that, als ob ich es gar nicht bemerkte.

Begegnete ich der würdigen Frau auf dem Hofe oder an einem andern Orte, so erwiederte sie kaum meine Begrüßung und suchte bei jeder Gelegenheit ihre Verachtung und Abneigung mich fühlen zu lassen: etwas, worin Alexander, so viel nur anging, sie unterstützte.

Ich setzte mich jedoch über die minder günstige Stimmung der Haushälterin und des sogenannten Hausmeisters hinweg und ging meinem Lehrerberuf nach, ohne mich dadurch stören zu lassen.

Während der Abwesenheit des Lieutenants hatte ich nicht einen Schatten von Agda zu sehen bekommen, und dem äußern Anschein nach zu schließen, waren auch Mamsell Morén und Dalia nicht sonderlich durch ihre Gesellschaft genirt, denn ich traf in allen freien Stunden mit ihnen zusammen. Wir machten Spaziergänge, Fahrten auf dem Boote oder zu Wagen mit einander.

Bei Agathon ging es in den letzten Wochen mit der Besserung so bedeutend vorwärts, daß er an diesen unsern Ausflügen, selbst im Wagen Antheil nehmen konnte. Wir vier hatten eine ganz angenehme Zeit, und Agathon's Anhänglichkeit an mich wuchs von Tag zu Tag, so daß er mich als das Theuerste, was er auf Erden hatte, zu betrachten schien. Ohne Eigenliebe von meiner Seite mußte ich auch die Bemerkung machen, daß Mamsell Morén so viel als möglich meine Gesellschaft auf den Promenaden in den Freistunden suchte. Dieß war auch ganz natürlich, denn die Familie vom Probsthof und den Hüttenverwalter zu Kolbo ausgenommen, hatte man zu Erikstorp mit Niemand in der Nachbarschaft Umgang. Es blieb ihr demnach nur Dalia's

Gesellschaft; denn ungeachtet sie ordentlicher Weise jeden Tag bei der Haushälterin einen Besuch machte und eine Weile mit ihr plauderte, war Frau Sjöström eine Person, gegen welche sie sich bestimmt nur aus Klugheit artig bewies, ohne daß sie im Herzen sich zu ihr hingezogen fühlen konnte.

Dalia hatte, seitdem sie meine Schülerin geworden war, mein Interesse zu erregen begonnen.

Sie war eine ganz besondere Mischung von lebhaftem und raschem Auffassungsvermögen und einem für ihr Alter ganz eigenthümlichen Temperament. Man sah sie selten traurig, das ist wahr; sie lachte sogar oft und viel; aber es schien gleichwohl, als ob diese Munterkeit nur an der Oberfläche läge und es immer etwas gäbe, worüber sie nachgrübelte. Gegen ihre Lehrerin war sie freundlich und aufmerksam, aber verschlossen. Suchte man im Mindesten sich ihr zu nähern, so wurde ihr Benehmen kalt und zurückgezogen.

Es sah aus, als ob das arme Kind ein gründliches Mißtrauen gegen Jedermann hegte. Sie war gleichwohl von Natur leicht erregbar, enthusiastisch und mittheilsam. Der Bruder war besonders ein Gegenstand, dem sie ihre Zärtlichkeit in reichem Maaße zukommen ließ. Dalia fühlte, daß sie manche Vorzüge vor ihm empfangen hatte, aber sie ließ den Knaben niemals merken, daß sie dessen bewußt war. Sie zeigte sich immerdar bereit, ihm beizustehen, seine Arbeit zu erleichtern, wenn er schwer auffaßte, und ihn aufzumuntern, wenn er verstimmt war.

Gegen Frau Sjöström war Dalia höflich und zuweilen sogar dienstfertig und ertrug von ihr alle die Rücksichtslosigkeit, womit die würdige Dame Jedermann außer dem Lieutenant und Agda behandelte.

Dalia äußerte niemals ein Wort, noch weniger eine Klage über die Haushälterin, sondern schien Alles, was dieselbe that, als etwas, das einmal nicht anders sein konnte, zu betrachten. Vor der Stiefmutter schien sie eine gründliche Furcht zu hegen, und manchmal, wenn Agda's Name im Vorbeigehen erwähnt wurde, leuchtete es wie ein Blitz in Dalia's Augen auf.

Dalia gehörte zu jenen Kindern, welche unwillkürlich einen

Lehrer interessiren müssen. Wenn das Verhältniß zwischen ihr und der Gouvernante kalt und jedes Anzeichens von Vertraulichkeit ledig war, so betrachtete ich es als eine Folge davon, daß Mamsell Morén selbst scheinbar alles Gefühl abging.

Obwohl mit guten Kenntnissen, gutem Kopf, feinen Manieren und einem vortheilhaften Aeußern begabt, hatte sich Adele Morén gewissermaßen das Herz erfroren. Sie sprach von Barmherzigkeit, wie man von andern Verstandeshandlungen zu reden pflegt, und blieb stumm, wenn ich bei irgend einem Raisonnement auf das Gebiet des Gefühles kam. Es sah aus, als ob sie dieses Thema der Unterhaltung für unschicklich hielte, und wenn sie sich über Religion äußerte, so geschah es auf eine Weise, als ob sie die Anbetung Gottes für eine Pflicht hielte, welche der Verstand uns auferlegt, ohne daß man dabei hingerissen, erwärmt oder enthusiasmirt werden dürfe. Alles was sie sagte oder unternahm, war systematisch, schnurgerade und kalt.

Sie gehörte nicht zu den Personen, welche einem Mädchen wie Dalia irgend eine Anhänglichkeit einflößen konnten.

VIII.

Lieutenant Mallmenius war etwa vier Wochen ausgewesen. Es war wieder ein Sonntag. Wir hatten eine längere Wasserfahrt unternommen. Als wir von derselben heimkehrten, empfing uns Alexander mit der Botschaft, Fräulein Dalia möchte sogleich zu der gnädigen Frau hinaufkommen. Dalia warf einen unruhigen Blick auf Adele, als ob sie dieselbe fragen wollte, was die Stiefmutter wohl von ihr begehren möchte.

„Sagte die gnädige Frau, daß ich Fräulein Dalia begleiten sollte?“ fragte Adele, sich an Alexander wendend.

„Nein, Fräulein Dalia soll allein kommen.“

Dalia ging langsamen Schrittes in das Haus hinauf, und Adele's Augen folgten ihr, ohne daß das Gesicht der Gouver-

nante seinen Ausdruck veränderte. Der Mund war wie gewöhnlich zu einem Lächeln zusammengekniffen.

Ich schied, die Mütze abnehmend, von Adele und begleitete Agathon auf sein Zimmer, um dafür zu sorgen, daß er sich nach der etwas ermüdenden Ausfahrt zur Ruhe niederlege.

Als ich wieder in die freie Luft trat, war die Sonne gerade im Untergehen begriffen. Auf dem Hofe und rings herum herrschte Stille, und man wäre zu glauben versucht gewesen, die Einwohner seien bereits schlafen gegangen, wenn nicht die Strahlen der sinkenden Sonne gezeigt hätten, daß der Tag noch nicht zu Ende war.

Ich nahm meinen Weg nach dem Park. Er war von großer Ausdehnung und hatte einen beinahe wilden Charakter. Ein breiter, klarer Bach rauschte munter durch denselben hin. Am Fuße eines Berges, von welchem sich derselbe jählings mit großem Getöse in die Tiefe stürzte, befand sich eine Grotte, von welcher man eine Aussicht auf den Fluß und die jenseits desselben gelegenen lächelnden Auen hatte.

Ich blieb eine Weile vor dem Eingang der Grotte stehen, zu deren beiden Seiten Moosbänke angebracht waren; darauf stieg ich eine Treppe hinauf, welche auf die Spitze des Berges führte. Hier warf ich mich auf den Rasen nieder und überließ mich dem Genuß der Träumereien, zu welchen die Poesie des Abends einlud.

Ich wurde jedoch durch das Geräusch von Schritten bald in denselben gestört. Ich schaute auf die Stufen, welche zur Grotte führten, hinab und sah zwei Frauengestalten zwischen den Bäumen hervortreten.

„Dalia und Adele," dachte ich und blieb stehen, in der Hoffnung, nicht bemerkt zu werden.

Ich hatte den ganzen Tag ihnen Gesellschaft geleistet, obschon ich lieber nach Kolbo gefahren wäre und einige Stunden mit Lundin verplaudert hätte. So glaubte ich nun meine Schuldigkeit gethan und damit das Recht erkauft zu haben, noch eine Zeit lang ungestört zu bleiben.

Mittlerweile kamen jene näher und blieben auf dem freien

Platze vor der Grotte stehen. Ich konnte sie nun deutlich unterscheiden.

Die welche voranschritt, trug ganz schwarze Kleidung. Es war nicht Adele, sondern Agda. Hinter ihr kam Dalia mit gesenktem Kopfe und betrübter Miene.

Während ich der hohen, schönen Gestalt Agda's mit den Augen folgte, fragte ich mich selbst:

„Was ist es mit dieser Frau? Was hat sie in einen leblosen Automaten verwandelt? Denn so wie jetzt kann sie nicht immer gewesen sein. Warum spricht man niemals von ihr, sondern scheint sich zu fürchten, ihres Namens zu erwähnen? Ist sie schlecht, oder ist sie unglücklich?"

Ich vertiefte mich in Vermuthungen, und das peinliche Interesse, welches sie von Anfang in mir erweckt hatte, wurde dadurch nur um so lebhafter. Dieses Räthsel in Frauengestalt und die Ursache der stummen Gleichgültigkeit, welche ihr ganzes Wesen auszeichnete, kennen zu lernen, wurde bei mir zu einem heftigen Verlangen. Ich empfand gewissermaßen eine glühende Lust, den Vorhang zu lüften, welcher die Vergangenheit verhüllte, um dadurch in den Stand gesetzt zu werden, auf irgend eine Weise zur Veränderung der Gegenwart beizutragen.

Als Agda an den Eingang der Grotte gekommen war, setzte sie sich auf eine der kleinen Moosbänke am Fuß des Berges, auf welchem ich mich befand. Dalia blieb in einiger Entfernung von ihr stehen. So verging eine kleine Weile, worauf Agda ganz kurz äußerte:

„Dalia kann sich setzen."

Das Mädchen gehorchte sogleich der Aufforderung und nahm auf einer kleinen Erderhöhung nahe an dem vorüberrauschenden Bache ihren Platz.

„Sich näher setzen," fuhr Agda fort, „ich will mit ihr reden."

Auch jetzt that Dalia, wie ihr befohlen.

Nun trat eine Pause ein. Ich konnte nichts mehr als ein Stück von Agda's schwarzer Kleidung sehen.

„Was habt ihr in dieser Woche gethan?“ begann endlich Agda wieder mit einem Seufzer.

„Wir haben gearbeitet und Spaziergänge gemacht.“

„O ja, ihr habt euch lustig gemacht, das weiß ich; aber ich, ich habe geweint. — Ihr genießt alle die Freude, welche der Reichthum euch verschafft, während ich unter meiner Armuth und meinem Unglück leide — und ihr glaubt, ich sollte etwas Anderes als Bitterkeit gegen euch empfinden — unmöglich.“

Sie hielt an.

„Du schweigst,“ nahm sie nach einer Weile wieder das Wort, in einem Tone, der etwas Schneidendes hatte — „Du bist herzlos wie dein Vater, und darum hasse ich dich. Es würde keine Gerechtigkeit in der Welt geben, wenn Du nicht ebenso unglücklich würdest, wie ich jetzt bin. — Das ist meine Hoffnung. Zum Troste gereicht es mir, daß dieser Reichthum, in dessen Besitz ihr gelangen werdet, zu einem Fluch sowohl für dich, als für deinen Bruder ausschlagen wird. Alle Freundlichkeit und Liebe, welche man euch erweist, wird falsch und eigennützig sein. Niemand von euch, weder Du, noch dein Bruder, noch dein Vater, wird je wahre Anhänglichkeit finden; man wird nur euer Geld, niemals euch selbst lieben.“

Wiederum trat Stillschweigen ein; aber es kam mir vor, als ob ich den Laut von leisem Schluchzen vernähme.

Es würde schwer halten, den Eindruck, welchen Agda's Worte auf mich machten, zu beschreiben. Heftiger Zorn, ja etwas wie Verachtung regte sich in mir gegen eine Frau, die zu einem Kinde, gegen welches sie Mutterpflichten übernommen hatte, also zu reden vermochte. Es gab keinen Kummer, kein Unglück, wodurch dieses Benehmen gerechtfertigt wurde, nnd ich wäre gern hingegangen, um ihr Alles zu sagen, was ich diesen Augenblick fühlte.

Nach Verfluß einer langen Pause ließ sich ihre kalte und scharfe Stimme von Neuem vernehmen:

„Ich habe dir ja gesagt, daß ich das Weinen von dir nicht dulde. Worüber hast Du zu weinen? — Ueber meine Worte?

Bah! diese sind noch mild im Vergleich zu dem, was ich gegen euch im Innern fühle."

„Mutter!" stammelte Dalia.

„Du sollst mich nicht Mutter nennen, wenn Du nicht willst, daß ich dich umbringe!" rief Agda. „Ich bin nicht deine Mutter, und erlaube nicht der Tochter dieses Mannes, welcher...."

— — — „O, sage nichts über meinen Vater," flehte Dalia, und nach der eben hörbaren Bewegung vermuthete ich, daß das Mädchen sich vor der Stiefmutter auf die Kniee geworfen hatte, „er ist so unglücklich und doch so gut."

„Gut!" wiederholte Agda mit einem unheimlichen Accente, „und wenn er das ist, wie kommt es, daß er nicht ein Wesen, welches ihm wirklich zugethan ist, nicht einen Freund hat; nicht ein einziges Herz, das an ihm hängt? — Nein, er ist schlecht, und wenn er unglücklich sein könnte, würde er es nur verdienen. — Ja, eine Strafe, eine gerechte Strafe wäre es für den Frevel, welchen er begangen!"

Dalia's Schluchzen ließ sich jetzt deutlicher vernehmen.

„Ja, Du weinst über deinen Vater; aber wenn Du ganze Fluthen von Thränen vergössest, Du könntest seine schuldbelastete Seele nicht rein waschen, ihm keinen Freund verschaffen, kein theilnehmendes Herz gewinnen."

„Ja, er besitzt mein Herz, und ich liebe ihn so innig, so grenzenlos, daß es nicht möglich ist, Jemand höher zu lieben," rief Dalia.

„Geh, ich will nicht weiter hören. — Liebe Du diesen gewissenlosen Vater, er wird eines Tags dich seinem Egoismus, seiner Habsucht aufopfern, wie er mich geopfert hat. Geh! Unglück ist und bleibt das Erbe, welches dir von ihm zufällt. Jetzt will ich dich nicht mehr hier sehen. Ich habe mich mit deinem Anblick lang genug gequält."

Ich sah Dalia gehen. Ich begriff jetzt, warum das arme Kind mit einer Miene von Angst und Furcht immer dem Befehle, bei der Mutter sich einzufinden, nachkam. Die Lösung von einem dieser Räthsel hatte ich somit.

Was war das Verbrechen, wovon Agda redete, wodurch ihr

Haß gegen ihren Mann erregt worden war? Was war zwischen den Gatten vorgefallen, das dieselbe so erbittert hatte? Es konnte nicht blos der Kummer über den Tod des Kindes sein; es mußte noch etwas Anderes mitunter laufen. Was aber auch geschehen sein mochte, so lag doch nichts vor, was Agda's herzlose Grausamkeit, Dalia zu plagen und von deren Vater so zu reden, wie sie that, irgend entschuldigte.

Ich empfand eine unwiderstehliche Lust, in die Ereignisse einzugreifen und dieser Frau ohne Mitgefühl und Erbarmen zu sagen, was zu ihrem Frieden diente.

Während diese und tausend andere Gedanken in meinem Kopfe aufstiegen, hatte Dalia sich entfernt, und eine lange Weile war verstrichen.

Die Sonne sank immer tiefer hinter dem Berge, und die Schatten fielen düsterer auf die Gänge und Pfade des Parkes hernieder.

Der Sommerabend stand bereit, seine kurze Wanderung als Herold der Nacht zu beginnen.

Auf einem Baume nahe bei der Stelle, wo ich ruhte, schlug eine einsame Drossel ihren Abendtriller. Bei dem Laute ihres Gesangs regte sich in mir der Gedanke, Agda merken zu lassen, daß ich bei dem Gespräche zwischen ihr und Dalia Zuhörer gewesen war. Um diese Idee augenblicklich in Ausführung zu bringen, stand ich auf.

Während ich langsam die Stufen am Berge hinabstieg, sang ich: „Zum Walde flog ein Vögelein u. s. w.“ Als der erste Vers des Liedes zu Ende war, stand ich am Fuß des Berges und ganz in der Nähe der Moosbank, worauf Agda gesessen war.

Sie hatte sich wahrscheinlich bei dem Laute des Gesangs erhoben, denn ich fand sie stehend und den Blick auf mich geheftet. Als ich Halt machte, befanden wir uns ein paar Armslängen von einander. Unsere Augen begegneten sich. Ich nahm die Mütze ab und grüßte artig die stolze Dame, welche mit ihrem kalten Blick mir wahrscheinlich zu imponiren hoffte.

„Was haben Sie da oben gethan?" fragte sie, ohne meinen Gruß zu erwiedern.

„Ich habe den Sonnenuntergang betrachtet und horchte dabei — — auf das Abendlied der Vögel," antwortete ich, ohne daß sie mich dazu brachte, die Augen niederzuschlagen.

„Wie lange sind Sie damit beschäftigt gewesen?" nahm sie wieder das Wort, während ein leichtes Purpurroth ihre Wangen bedeckte.

„Ich befand mich dort schon, ehe Frau Mallmenius und Dalia ankamen," erwiederte ich mit einer Verbeugung.

„Und Sie blieben während unseres Gesprächs daselbst?"

„Ja."

„Sie haben somit mehr als den Gesang der Vögel gehört?"

„Ich konnte nicht umhin, zu hören, was geredet wurde."

Agda's Augen erweiterten sich. Sie warf den Kopf zurück, und einige Sekunden hatte dieses Marmorangesicht einen solchen Ausdruck, daß ich dadurch beinahe erschreckt wurde.

Waren auch alle andern Empfindungen in ihrer Brust ertödtet, so blieb doch der Zorn darin noch zurück. Nachdem diese heftige Gemüthserregung einen Moment in diesen sonst so leblosen Gesichtszügen sich abgespiegelt hatte, nahmen dieselben wieder ihre gewöhnliche Kälte an.

„Sie haben spionirt," sagte sie. „Personen, welche sich dergleichen erlauben, jage ich immer fort. — Sie werden also Ihren Platz verlassen."

Sie wandte sich von mir ab, um zu gehen.

„Ein Wort, Madame," äußerte ich, ihr einige Schritte nachgehend; aber sie drehte sich nicht um, sondern setzte ihren Weg fort. — Ich ließ sie gehen. Jeder Andere wäre ihr nachgeeilt und hätte sie zu besänftigen sich bemüht; aber es widerstrebte mir, etwas der Art bei ihr zu versuchen.

Nichts konnte im gegenwärtigen Augenblick mir unangenehmer sein, als meine Stelle verlassen zu müssen, weil ich einsah, wie viel ich meinem Zögling hätte nützen können; aber dessen

ungeachtet ließ ich sie abziehen, ohne daß ich mich zu entschuldigen versuchte.

Als ich nach einem längern Spaziergang heimkehrte, war das Erste, womit man mir entgegen kam, die Nachricht, daß der Lieutenant zurückgekehrt sei.

Ich gedachte, auf mein Zimmer zu gehen, erhielt aber die Meldung, daß der Lieutenant mich zu sprechen wünschte.

Er befand sich im Salon.

Als ich eintrat, waren die beiden Kinder bei dem Vater.

Mallmenius saß in einem Fauteuil, mit Dalia auf seinem einen Knie. Agathon saß in einem andern Fauteuil in einiger Entfernung davon.

Dalia's Augen trugen die Spuren von Thränen und hatten einen Ausdruck von Schmerz und Freude zugleich.

Als Mallmenius mich erblickte, stand er auf und rief:

„Ich habe Sie, Herr Sehlberg, mit Ungeduld erwartet, um Ihnen für den Knaben zu danken. Er kann ja auf dem kranken Beine gehen und sieht aus, als ob er ein anderes Kind wie früher wäre. Diese vier Wochen haben ihn ganz und gar verändert."

Der Lieutenant schüttelte mir herzlich die Hand, und in den runden, offenen Augen lag Etwas, das mich vollkommen für die Mühe, die ich mit dem Knaben gehabt hatte, belohnte.

Es war nur eine schwache und unvollkommene Vorstellung von dem, was wohl in der Seele sich regen muß, wenn man als Arzt das Glück gehabt hat, einen Kranken zu retten.

Ich versicherte Mallmenius, daß, wenn ich im Mindesten zu Agathons besseren Gesundheitsumständen beigetragen, dieß etwas wäre, das ich als meine Pflicht betrachtete, und daß ich also keine Lobsprüche verdient hätte.

Nachdem das Souper eingenommen war und die Kinder dem Vater gute Nacht gesagt hatten, ließen wir, Mallmenius und ich, uns im Garten nieder, rauchten unsere Cigarren und sprachen über verschiedene Gegenstände.

Je mehr ich mit diesem in der ganzen Gegend so übel berüchtigten Manne mich unterhielt, desto mehr erstaunte ich dar-

über, daß er in einen solchen Ruf gekommen war. Richtig ist, daß er gegen Dienerschaft und Inspektoren einen kurzen, befehlenden Ton hatte; aber in seiner Familie, und besonders gegen mich, war er so angenehm, daß ich nicht begreifen konnte, warum die frühern Informatoren nicht auf dem Platze auszuharren vermocht hatten.

Am folgenden Tage trat Mallmenius während der Lection bei uns ein. Seine Stirne war leicht gerunzelt und sein Gesicht trug ein deutliches Gepräge von Unzufriedenheit. Wir waren gerade an der Geschichte, und da ich abbrechen wollte, um zu erfahren, was er mir etwa Besonderes zu sagen hätte, forderte er mich auf fortzufahren und warf sich auf einen Stuhl, wo er während der ganzen Lection sitzen blieb, welcher er aufmerksam, ohne ein Wort zu sagen, folgte. Als sie zu Ende war und meine Schüler sich entfernt hatten, stand er auf und trat mit den Worten auf mich zu:

„Sie haben ein großes Lehrgeschick; Sie scheinen kein gewöhnlicher Informator zu sein."

Ich verbeugte mich.

„Und dennoch," sprach Mallmenius weiter, „bin ich wegen einer sehr unangenehmen Angelegenheit hieher gekommen, so unangenehm, so daß sie mich in schlechte Stimmung versetzt hat."

„Aha, dachte ich, „Du kommst in Sachen deiner Frau, mich zu verabschieden. Frau Mallmenius hat wahrscheinlich meine Entfernung gefordert. — Gut, wir wollen sehen, wie es ablaufen wird."

Mallmenius ging einmal im Zimmer auf und ab und blieb dann wieder vor mir stehen.

„Was haben Sie gestern Abend getrieben, bevor wir einander sahen?"

„Ich brachte ein paar Stunden bei der Grotte zu und . . . ."

„Lassen Sie uns dabei stehen bleiben," fiel er mir ins Wort. „Ist es wahr, Herr Sehlberg, daß Sie ein Gespräch zwischen meiner Frau und Tochter behorchten?"

„Herr Lieutenant, ich wurde Zuhörer dabei."

„Das war schlimm. Sie hätten sich entfernen sollen," rief er heftig. „Sie haben mich in eine höchst fatale Lage versetzt, ja bei meiner Ehre, höchst fatal."

„Das thut mir wirklich leid," sagte ich, „besonders da ich mich hätte zurückziehen können, ohne daß Frau Mallmenius es bemerkte; aber ich zog es vor, sie wissen zu lassen, daß ich durch einen Zufall Zeuge von dem, was sie sprach, geworden war."

„Unbedachtsam, übereilt! Man muß so jung sein, wie Sie, um dergleichen Unvorsichtigkeiten zu begehen. Ich hätte gewünscht, Sie handelten mit mehr Nachdenken. Nun ......"

„Ist der Herr Lieutenant gezwungen, mich zu verabschieden."

Mallmenius sah mich an.

„Sie sind verteufelt leichtfüßig und immer bereit, auf und davon zu gehen. Man könnte glauben, Sie haben keinen innigern Wunsch, als von hier fortzukommen."

„Das können Sie nicht wohl voraussetzen, Herr Lieutenant," antwortete ich. „Für mich würde es sehr schmerzlich sein, meinen Platz zu verlassen, denn abgesehen von dem pekuniären Vortheil bin ich wirklich meinem Schüler sehr zugethan; aber da ich durch meine Unbedachtsamkeit im Laufe von fünf Wochen es zum zweiten Mal dahin gebracht habe, daß der Herr Lieutenant sich versucht fühlt, mir den Abschied zu geben, so will ich blos sagen, daß ich jetzt darauf gefaßt bin."

„In fünf Wochen beginnt die Schule," äußerte Mallmenius, im Zimmer auf und abgehend, „und ich will den armen Agathon seines Lehrers nicht berauben, und doch sehe ich ein, wie billig es ist, daß meine Frau nach dem, was gestern Abend vorfiel, eines Zusammentreffens mit Ihnen überhoben bleibt."

Er murmelte einen Fluch zwischen den Zähnen und blieb an einem der Fenster stehen. Plötzlich drehte er sich zu mir um:

„Was halten Sie davon, für den Rest des Winters nach Kolbo zu ziehen? Sie würden es bestimmt dort angenehmer finden, als hier. Dalia und Mamsell Morén werden viermal in der Woche hinfahren, wenn Sie meiner Tochter Unterricht zu geben haben. Auf diese Art läßt sich die Sache am besten arran-

giren, ohne daß Agathon von Neuem durch einen Wechsel zu leiden hat. — Gehen Sie darauf ein?"

„In diesem Fall sind Sie es allein, Herr Lieutenant, der zu bestimmen hat," antwortete ich mit einer Verbeugung.

„Gut, dann ist die Sache abgemacht."

Er sah nach der Zeit und setzte hinzu:

„Es ist jetzt ein Uhr; in zwei Stunden ißt man hier. Wir haben somit diese für uns; ich begleite Sie nach Kolbo. Wir gehen in einer halben Stunde. Geben Sie Janne Befehl, Ihre Sachen einzupacken. Agathon erhält die seinigen morgen.

Der Lieutenant ging in die Bibliothek, und ich sah ihm nach ganz überrascht von der neuen Wendung der Dinge und diesem neuen Zug der Unparteilichkeit von seiner Seite.

Eine halbe Stunde später saßen wir, er und ich, in dem kleinen, eleganten Jagdwagen. Als er an dem linken Flügel vorbeirollte, sah ich Frau Sjöström an einem der Fenster stehen und mit einem eigenthümlichen Ausdruck von Schadenfreude uns folgen.

Vermuthlich nahm die würdige Frau an, daß ich von dem Lieutenant bis zu dem nächsten Gasthaus gebracht würde, und daß meine Rolle als Lehrer in Erikstorp ausgespielt wäre.

Am Abend desselben Tags sollte Agathon nachkommen. Dieß war etwas, wovon die Haushälterin noch keine Kunde erhalten hatte.

IX.

Auf dem Hüttenwerke zu Kolbo herrschte große Rührigkeit. Da gab es viele Leute, große Schmieden, Nagelhämmer und Hochöfen. Das eigentliche Wohngebäude war nicht sehr groß. Es bestand aus einem rothangestrichenen, einstockigen Hause, welches dem Hüttenverwalter, Lieutenant Lundin, zur Wohnung diente. Zwei Giebelzimmer waren Mallmenius vorbehalten worden, wenn er einmal dort über Nacht bleiben wollte. Hier wurde ich ein=

quartiert. Im Uebrigen sollte der Hüttenverwalter für meine und Agathons Bedürfnisse sorgen. Wir sollten an seinem Tische essen u. s. w.

Mallmenius machte ihm hievon Mittheilung, worauf er sogleich nach Erikstorp zurückkehrte, um zu dem Mittagsmahl dort zu sein.

Gegen Abend kam der Lieutenant mit seinen beiden Kindern und blieb in Kolbo bis Einbruch der Nacht, wo er dann mit Dalia nach dem stattlichen, prachtvollen Erikstorp zurückkehren wollte.

Als Dalia mit einem Kusse von ihrem Bruder Abschied nahm, flüsterte sie ihm mit Thränen in den Augen zu:

„Du bist glücklich, Agathon, daß Du von Hause wegkommst. Ach, wie wird es dort jetzt so leer und öde sein."

Die Worte des armen Kindes schnitten mir ins Herz, und ich faßte für sie die lebhafteste Theilnahme.

Mallmenius war ganz in der Nähe des Mädchens gestanden, als sie jene Klage in leisem Tone gegen ihren Bruder äußerte. Er war im Begriff, seine Cigarre anzuzünden, wandte sich aber plötzlich um und sah seine Tochter an, welche ihre Arme um Agathons Hals geschlungen hatte.

„Wie ist es, Dalia?" fragte der Vater; „ich glaube, Du möchtest auch hier bleiben. Sage, willst Du auch von Erikstorp wegkommen?"

Dalia erhob ihren Kopf von des Bruders Schulter und blickte den Vater an. Darauf ließ sie die Arme sinken; ihr Gesicht klärte sich auf und sie sprang auf ihn mit dem Ausrufe zu:

„Nein, Papa, wo Du bist, da will ich auch sein, das weißt Du ja."

Sie ergriff seine Hände und küßte sie mit glühender Liebe. Es lag etwas so Rührendes in dieser Scene, daß ich mich abwenden mußte. Das sonst so ruhige Angesicht des Lieutenants zeugte von lebhafter Erregung. Er schloß sie an seine Brust und flüsterte ihr einige Worte in das Ohr. Darauf kam Dalia zu mir her, sagte mir Lebewohl und eilte in den Hof hinaus.

„Gute Nacht, Herr Sehlberg," äußerte Mallmenius und drückte mir fest die Hand. „Gute Nacht, mein Junge," fügte er, Agathon zunickend, bei.

Es war nicht leicht zu bestimmen, was sich in der verschlossenen Brust des Knaben regte; aber zum ersten Mal, seitdem ich sein Lehrer war, faßte Agathon des Vaters Hand und küßte sie, indem er stammelte:

„Gute Nacht, Papa!"

Mallmenius legte die seinige auf des Sohnes Haupt und hob es ein wenig auf, so daß er dem Kinde gerade in die Augen blickte. Es standen Thränen darin.

Ich hatte nicht geglaubt, daß Agathon anders als in Folge von körperlichem Schmerze weinen könnte, und ich vermuthe, Mallmenius war ebenso überrascht wie ich; denn er sah Agathon eine Weile an, tätschelte ihm sodann auf den Kopf und eilte hinaus.

X.

Die Tage nahmen sofort ihren gleichmäßigen Verlauf.

Lundin und seine junge Frau waren höchst angenehme Leute, mit welchen man bald bekannt wurde. Ich würde meinen Aufenthalt in ihrem Hause sehr gemüthlich gefunden haben, wenn mich nicht das Bild von Agda Mallmenius unaufhörlich verfolgt hätte. Ich empfand eine unüberwindliche Lust, in das Schicksal dieser Familie einzugreifen und Agda gewissermaßen zu zwingen, ihre Gesinnung und ihr Benehmen gegen Mann und Kinder zu ändern.

Gegenüber von Mallmenius nahm meine Anhänglichkeit und Sympathie mit jedem Tage zu. Er zeigte sich in Allem als ein Mann, und dieß macht immer Eindruck auf einen Jüngling. Täglich kam er nach Kolbo. Zuweilen konnte er ganze Stunden verweilen, und dann geschah es, daß er den Lectionen an-

wohnte, aber ohne daß er mit einem Wort in den Unterricht sich einmischte.

In demselben Maaße, als meine Anhänglichkeit an ihn wuchs, steigerte sich auch das peinliche Interesse für seine Frau, welche ich als Wurzel und Ursache aller der über Mallmenius umlaufenden Gerüchte zu betrachten anfing.

Von dem Augenblick an, da wir nach Kolbo übersiedelten, bewies der Lieutenant seinem Sohne mehr Zärtlichkeit. Agathon schien auch ein ganz anderes Kind geworden zu sein. Die schweigsame trübe Gemüthsart verschwand allmälig, und er zeigte große Lust zum Lernen. Seine Körperkräfte nahmen zu, und seine Gesundheit verbesserte sich bedeutend.

Dalia kam viermal in der Woche nach Kolbo, um an dem Unterrichte Theil zu nehmen, aber sie legte geringeres Interesse als anfänglich an den Tag.

Adele Morén kniff den Mund furchtbar zusammen und sah kläglich fromm aus.

Wäre ich im Geringsten geneigt gewesen, gegenüber von Schülerin und Gouvernante Schlüsse zu ziehen, so hätte ich wohl zu der Annahme gelangen können, daß sie mich vermißten; aber jetzt waren meine Gedanken von Mallmenius und seiner Frau allzu sehr in Anspruch genommen, als daß die Eigenliebe zuließ, mir einige Dummheiten zu sagen.

Dalia's verändertes Aussehen schmerzte mich jedoch und erhöhte nur mein Verlangen, etwas gegen das Uebel thun zu können, unter welchem jetzt auf eine so fühlbare Weise die reiche Familie zu leiden hatte.

Eines Abends im August, als ich mit Lundin von einem Streifzug durch Wald und Feld auf dem Heimwege begriffen war, schlugen wir eine für mich noch ganz neue Richtung durch einen hohen, dichten Forst, welcher auf der östlichen Seite von Erikstorp gelegen war, ein, so daß wir, um nach Kolbo zu gelangen, am Herrenhaus vorüber mußten.

„Es würde zu lang dauern, wenn wir die Landstraße wählten," sagte Lundin; „wir thun deßhalb am besten, unsern Weg an der Hütte des Waldhüters Matthes vorüber und hernach

durch den Park von Erikstorp zu nehmen, da ersparen wir wenigstens eine halbe Meile."

Als wir die Wohnung des Waldhüters, welche am Rande des Gehölzes lag, zu Gesicht bekamen, äußerte Lundin:

„Ich vermuthe, Du kennst den alten Waldhüter und Monsieur Cerberus bereits. Du hast wohl die Geschichte von dem letztern schon gehört?"

„Nein, ich habe nicht einmal eine Ahnung davon, wer Cerberus ist," antwortete ich. „Selbst der Wald hier ist mir unbekannt. Er kam mir immer zu tief und düster und nicht sehr einladend zu einem Spaziergang vor."

„Das wundert mich. Der hohe, gigantische Fichtenwald mit seinem Dickicht und seinen gewundenen Pfaden erschien mir immer als Etwas, das jedes kraftvolle Gemüth ansprechen müßte, und ein solches habe ich bei dir vorausgesetzt."

„Allerdings, aber wenn man, wie ich, zum ersten Mal in einer Gegend weilt, sucht man vornehmlich die lächelndsten und sonnenhellsten Gemälde auf."

„Du kannst recht haben, besonders da es im Hause so völlig an Sonnenschein gebricht, wie es zu Erikstorp der Fall ist. Man kann von dem Leben daselbst sagen, es ist eitel Schatten und es herrscht dort solche Kälte, daß das Herz darob erfriert. Ich habe die Leute immer beklagt, welche dort zu weilen gezwungen sind. Die innern Mysterien sind auch so trauriger und unheimlicher Natur, daß sie auf Alles, was dort lebt und webt, ihren Widerschein fallen lassen müssen."

Lundin schwieg und wurde nachdenklich. Ich hatte große Lust, einige Fragen aufzuwerfen, enthielt mich jedoch derselben.

Nach einer Weile nahm der Hüttenverwalter wieder das Wort:

„Willst Du eine schöne Aussicht genießen, so laß uns den Berg besteigen, welcher hier mitten im Walde liegt, als ob er von der Natur dahin geworfen worden wäre, um die am Fuße desselben gelegene Waldhüterswohnung zu schützen. Der Berg heißt der Riese und es knüpft sich eine Sage daran, welche dir

jeder Bauernjunge in der Gegend als etwas erzählen kann, woran Du wie an das Evangelium glauben mußt."

Wir stiegen den Berg hinauf.

Als wir auf dessen Spitze angelangt waren, hatten wir die Gipfel der Bäume zu unsern Füßen, und die ganze Gegend lag wie ein unermeßliches Bild vor unsern Blicken. Dort, ganz nahe zur Rechten, sah man Erikstorp mit seinem Park, seinem Garten und seiner Umgebung von Laubgehegen, an deren Rande sich schwellende Ackerfelder ausbreiteten, durch welche sich der klare Fluß wie eine Silberschlange hinwand. Weiterhin zur Rechten hatte man das Hüttenwerk Kolbo und dahinter die Spitze des Kirchthurmes von Norros.

Die Aussicht war von der Art, daß man sich für die Mühe, den hohen Berg erstiegen zu haben, reichlich belohnt fühlte.

„Nun, wie gefällt dir dieses Panorama?" fragte Lundin. „Ich glaube, auch unser liebes Westgothland hat seine Naturschönheiten, welche nicht zu verachten sind und wohl die Vergleichung mit jeder andern Gegend in unserem Vaterlande aushalten können."

Eine Weile sprachen wir von Land und Gegend; darauf warf Lundin die Büchse von sich, streckte sich in dem weichen Moose aus und sagte, indem er mir eine Cigarre reichte:

„Ich denke, wir wollen hier ein wenig rasten, bevor wir den Heimmarsch fortsetzen. Es stärkt den Körper und belebt die Seele, wenn man eine Cigarre raucht, während man von der Königin des Tages Abschied nimmt, welche sich anschickt, in den Armen der Nacht der Ruhe zu pflegen, wie die Romanschriftsteller sich ausdrücken würden."

Ich zündete meine Cigarre an und machte mir's ebenfalls bequem auf dem Boden. Wie wir so in schönster Behaglichkeit da lagen und rauchten, vernahmen wir ein wildes, zorniges Gebell am Fuße des Berges.

„Aha, Herr Cerberus ist gestört worden," äußerte Lundin. „Ich wünsche, der Teufel holte ihn wieder, um sich den Eingang zu seiner heißen Wohnstätte bewachen zu lassen. Mich ärgert es,

daß man dem bösartigen Thiere nicht schon längst eine Kugel vor den Kopf geschossen hat."

„Ist es der Hund des Waldhüters?" fragte ich gleichgültig.

„O nein, Matthes hat nur den Auftrag, ihn zu pflegen. Der Hund gehörte dem Schwiegervater von Mallmenius und macht, wie man sagen kann, den bösen Geist der Familie aus."

„Das lautet seltsam."

„Meine Neugierde war jetzt geweckt. Alles, was Agda Mallmenius anbetraf, interessirte mich in höchstem Grade.

„Willst Du die Geschichte des Hundes hören, während wir unsere Cigarren rauchen?"

„Mit Vergnügen," versicherte ich.

„Ja, man kann sagen, es ist auch die Geschichte der Familie Mallmenius. Du hast vielleicht gehört, daß Frau Agda's Vater in jüngern Jahren Schiffskapitän war und Högberg hieß. Nachdem er einige Jahre sich auf der See herumgetrieben hatte, kam er auf den Gedanken, in Australien sein Zelt aufzuschlagen und sein Glück daselbst zu versuchen. Genug, er ließ sich dort mit seiner Frau und einem vierzehnjährigen Burschen, welcher bei ihm Kajütenwächter gewesen war, nieder. Fünfzehn Jahre blieb er daselbst. Als seine einzige Tochter zwölf Jahre alt, starb die Mutter, und nun beschloß Högberg, in das Vaterland zurückzukehren, und nahm seine Tochter, den frühern Kajütenwächter Matthes und einen Hund Namens Cerberus mit, welchen er von einem Irländer erhalten hatte.

„An die Uebergabe des häßlichen Thieres hatte der letztere die bedeutungsvolle Versicherung geknüpft, so lang dem Hunde nichts Schlimmes widerführe, werde Cerberus seinem Herrn und dessen Kinde Glück und Segen bringen; aber wenn man dem Hunde Gewalt anthäte, würde dieß nicht nur für den Urheber davon Unglück und Leiden zur Folge haben, sondern auch alles mögliche Elend über Högberg und seine Angehörigen bringen.

„Cerberus war von minder frommer Gemüthsart und wollte Niemand außer Högberg und Matthes neben sich dulden, so daß man ihn an die Kette legen mußte. Uebrigens ging es

Högberg, nach dessen eigener Versicherung, von Stund an, da er den Hund zu sich genommen hatte, ausnehmend gut, während Alles, was er früher unternommen, mißglückt war. Cerberus wurde auch von Högberg und seiner Familie als eine Art Wunderthier betrachtet.

„So vergingen vier Jahre, während welcher Högberg sich ein sehr schönes Vermögen sammelte, derselbe Mann, dem es in vorangegangenen eilf Jahren nicht gelungen war, nur einen einzigen Schilling sich zu erwerben.

„Aber eines Tages geschah es, daß einer von seinen Leuten, welcher der Stelle, wo Herr Cerberus angebunden war, zu nahe kam, von dem Hunde angefallen wurde. Der Angefallene hatte keine Lust, sich zerreißen zu lassen, sondern gab dem Hunde mit einem Prügel einen tüchtigen Schlag auf die Nase. Der Schlag traf so gut, daß der Hund laut heulend den Mann fahren ließ. Das Blut rann ihm von der Nase und ein paar Zähne waren dahin.

„Matthes erhielt den Auftrag, das Thier zu pflegen, aber schon am folgenden Tag erkrankte Frau Högberg und einige Tage darauf war sie eine Leiche.

„Die ganze Zeit, da der Hund noch an den Folgen der Verletzung litt, war Högberg von allem möglichen Mißgeschick wie verfolgt. Genug, er nahm sich vor, Australien zu verlassen, wo er seine geliebte Frau verloren und nirgends mehr Glück und Segen hatte.

„In Schweden angekommen, kaufte er sich ein Gut Namens Kolling, ein paar Meilen von Erikstorp gelegen. Dort ließ er sich mit seiner Tochter, mit Matthes und Cerberus nieder. Der Hund befand sich jetzt wiederum wohl und das Glück begann abermals seine Gaben über Högberg auszuschütten.

„So vergingen fünf Jahre.

XI.

„Agda war unterdessen,“ fuhr Lundin fort, „zu einem der schönsten Mädchen in Westgothland herangewachsen.

„Zu Erikstorp fand sich damals ein schöner und reicher Wittwer von etlichen dreißig Jahren. Sein Vermögen war dreimal so groß wie das, welches Agda Högberg einst von ihrem Vater erben sollte.

„Der Wittwer fuhr oft nach Kolling, und eines Tags wurden die Nachbarn und Freunde zu Kapitän Högberg eingeladen, um die Verlobung von Anna, seiner Tochter, und dem reichen Ehrenfried Mallmenius zu feiern.

„Ich war damals noch bei dem Regimente und einer von denen, die auf dem Ball, welcher der Verlobung der schönen Australierin folgte, tanzten.

„Man konnte wohl nichts Schöneres als sie sehen, lächelnd, blühend, lebhaft, mit den blitzenden Augen. Sie war so entzückend, daß das Glück, eine solche Frau zu besitzen, mir wahrhaft gefährlich erschien und ich nicht an der Stelle von Mallmenius hätte sein mögen. So viel war indessen gewiß, die beiden Verlobten machten ein hübsches Paar aus.

„Am Abend während des Balles kam Cerberus, welcher sich von der Kette losgerissen hatte, in den Salon hereingestürzt. Ganz toll warf er sich auf Agda, welche mit einem jungen Lieutenant walzte. Ihr Vater stand nahe dabei und war mit einem der ältern Herren im Gespräch begriffen. Erschrocken über die Gefahr seiner Tochter gab der Kapitän ohne weiteres Bedenken dem Hund einen Schlag mit der geballten Faust, aber der Schlag traf das eine Auge. Cerberus kroch heulend zu seinem Herrn hin, und Agda kam ohne weitern Schaden davon; nur ihr Ballkleid war verdorben.

„Einige Augenblicke darauf hatte sie es mit einem andern vertauscht, und Matthes führte den winselnden Cerberus hinweg.

„Die zuvor so wolkenfreie Stirne des Kapitäns war nach dem Auftritt mit dem Hunde völlig verändert. Er sah düster aus, und auch Agda's schwarze Augen hatten einen wehmüthigen Ausdruck angenommen.

„Der Ball ging inzwischen zu Ende und die Gäste legten kein besonderes Gewicht auf das Ereigniß.

„In der Nacht, als alle Fremde abgegangen waren und die Bewohner von Kolling sich zur Ruhe begeben hatten, brach Feuer im Hause aus und griff so schnell um sich, daß der Kapitän mit Mühe sich und seine Tochter zu retten vermochte.

„Das Hauptgebäude brannte bis auf den Grund ab, und am folgende Tage war von dem schönen Hause nur noch ein Aschenhaufe übrig.

„Der Kapitän zog nun mit seiner Tochter in einen der Flügel, erkrankte aber hernach in Folge eines Schlaganfalls, welcher ihn zu einem Krüppel machte, der seinen rechten Arm nicht mehr gebrauchen konnte.

„Cerberus hatte ein Auge verloren, und als er nach diesem Unfall wieder hergestellt war, zeigte er sich noch bösartiger, als er früher gewesen.

„Der Kapitän, welcher es für ausgemacht ansah, daß er nicht mehr lang am Leben bleiben würde, beschleunigte die Vermählung von Agda und Mallmenius, so daß die Hochzeit schon drei Monate nach der Verlobung statt fand.

„Mallmenius schlug seinem Schwiegervater vor, nach Erikstorp herüberzuziehen, um der Pflege seiner Tochter zu genießen; aber davon wollte Högberg nichts wissen, sondern blieb in Kolling, wo Frau Sjöström die Haushaltung führte.

„Ein halbes Jahr nach Agda's Hochzeit starb der Vater und vermachte ihr Cerberus, Matthes und Frau Sjöström im Testamente.

„In den zwei letzten Monaten vor Kapitän Högbergs Ableben war eine Halbschwester von ihm, eine verwittwete Frau Scharp, bei dem Bruder gewesen und hatte ihm abgewartet.

„Frau Scharp besaß großes Vermögen. Sie hatte ihren

Mann beerbt und war kinderlos. Während ihres Aufenthalts zu Kolling faßte sie eine besondere Anhänglichkeit zu Mallmenius. Madame Scharp war eine Frau von etlichen vierzig Jahren, aufrichtig und einfach, mit einem milden, anspruchslosen Gemüth, unbefangenen Manieren und einem ungewöhnlichen guten Kopfe.

„Mallmenius mit seinem scharfausgeprägten Charakter, seiner nobeln Denkart und seinem reich begabten Geiste, war ein Mann, welchem die reiche Wittwe ihr Interesse zuwandte, um so mehr, als Agda mit ihrem glühenden Temperamente als eine Person erschien, welche der Tante in keinem Fall zusagte.

„Agda liebte ihren Mann mit leidenschaftlicher Heftigkeit, aber sie war keine milde, holde Gattin. Dieser Mangel fiel jedoch Mallmenius nicht auf, denn er vergötterte seine junge Frau. Agda wünschte ihren Mann zu beherrschen, wie sie es mit ihrem Vater gethan, und so lang sie ihn zu ihren Füßen hatte, ging es gut. Aber es lag nicht im Charakter von Mallmenius, sich jemals von einer Frau leiten und regieren zu lassen.

„Dieß Alles hatte Frau Scharp während der Krankheit ihres Halbbruders, da die Eheleute täglich in Kolling waren, leicht bemerkt.

„Als der Kapitän im Frühling mit Tod abging, lud Agda die Tante ein, den Sommer bei ihnen in Erikstorp zuzubringen.

„Frau Scharp nahm die Einladung an und zog zu den jungen Eheleuten. Dieß brachte jedoch schlimme Folgen mit sich, das heißt, Agda's Eifersucht richtete sich gegen die Tante. Die junge, blendend schöne Frau war eifersüchtig auf eine Person von etlichen vierzig Jahren.

„Agda wurde in ihrem Benehmen ungleich und heftig. In einem Augenblick bewies sie dem Mann die leidenschaftlichste Liebe, im andern eine eisige Kälte. Alle Vorstellungen, welche Frau Scharp ihr machte, halfen nichts, und die letztere sah bald ein, daß sie Erikstorp verlassen müßte. Dieß that sie auch im Herbst, nachdem sie noch bei dem Sohne, welchen Agda ihrem Mann schenkte, die Pathenstelle übernommen hatte.

„Die junge Frau, welche vorher eine sehr wohlwollende

Stiefmutter gewesen, erschien jetzt von ihrem eigenen Kinde so völlig in Anspruch genommen, daß die ihres Mannes ganz vergessen und versäumt wurden.

Sie liebte ihren kleinen Georg mit blinder Heftigkeit. Gatte, Stiefkinder, Haus und Alles wurde dieser Abgötterei aufgeopfert. Wie es mit dem häuslichen Glücke nach der Geburt des Sohnes bestellt war, vermag ich nicht zu sagen; was ich weiß, ist, daß Agda's Liebe zu ihrem Mann einen besonderen Charakter annahm.

„Ich kam in demselben Jahr, da der Knabe geboren wurde, nach Kolbo und hatte an ganz Anderes zu denken, aber schon damals verbreitete sich das Gerücht, daß Mallmenius ein Despot in seinem Hause, ein Tyrann gegen seine Untergebenen, seine Frau wäre u. s. w.

„Ich hörte dergleichen, aber meine Erfahrung widersprach diesem Gerüchte, denn ich hatte niemals von ihm etwas Anderes, als die strengste Gerechtigkeit und Unparteilichkeit gesehen. Er war nach meiner Auffassung der beste Mensch, mit dem man zu thun haben konnte.

„Als der kleine Georg ein Jahr alt war, gab es zu Erikstorp ein großes Fest, und da besuchte Frau Scharp wieder ihre Brudcrstochter und ihren Pathen.

„Die wenigen Wochen, welche sie daselbst verweilte, mochte die junge Frau wieder neue Anfälle von Eifersucht bekommen haben. Diese unvernünftigen Ausbrüche, welchen sie nunmehr freiern Lauf, als im ersten Jahr ihrer Ehe ließ, machten einen ungünstigen Eindruck auf Mallmenius, welcher nicht bloß sich in eigener Person dadurch verletzt fühlte, sondern auch mit Bedauern wahrnahm, daß eine Frau, die er hochschätzte, darunter leiden mußte. Genug, sein liebevolles, zärtliches Benehmen gegen seine Gattin änderte sich, und Frau Scharp verließ Erikstorp, betrübt über die Mißhelligkeiten, zu welchen sie ohne alle Schuld Anlaß gegeben hatte.

„Ein halbes Jahr darauf lief die Nachricht ein, daß Frau Scharp in einem Alter von fünfundvierzig Jahren gestorben sei.

„Sie vermachte ihr ganzes Vermögen im Betrag von zweimalhunderttausend Reichsthalern Agda's Sohn und setzte den Vater zum alleinigen Verwalter desselben ein.

„Agda trug nicht Leid um die Tante, zeigte sich aber nach deren Hingang viel ruhiger. In den ersten Monaten nach deren Tod theilte sie ihre Liebe zwischen dem Gatten und Sohn und schien glücklich in dem Bewußtsein zu lieben und geliebt zu werden. — Aber plötzlich änderte sie wiederum ihr Benehmen. Die geringste Wolke auf der Stirne ihres Mannes gab ihr Anlaß zum Ausbruch von Mißvergnügen. Sie behauptete dann, ihr Mann habe Sehnsucht nach Tante Scharp, und erlaubte sich zugleich Ausfälle gegen die Verstorbene, welche unwillkürlich Mallmenius zum Zorn reizen mußten.

„Ich war ein paar Mal Zeuge davon, wie sie durch ihre bittern Worte gegen die Tante Mallmenius zur Ungeduld trieb. Nachdem die Harmonie einmal gestört worden war, richtete sich ihre Mißgunst auch gegen die Stiefkinder. Sie konnte es nicht ertragen, daß der Vater ihres Sohnes irgend eine Zärtlichkeit jenen erwies. Dergleichen sollte ihrer Meinung nach ausschließlich ihr selbst und dem kleinen Georg zukommen."

XII.

„So vergingen ein paar Jahre.

„Inzwischen hatte Cerberus seine Residenz in einer hübschen Hundehütte im Hofe, mit Matthes zum Wächter gehabt.

„Eines Tags waren einige alte Kameraden von Mallmenius zu Erikstorp, um der Jagd obzuliegen. Als man einst heimkehrte, gerieth einer von den Jägerhunden in Streit mit dem alten Cerberus. Es gab einen heißen Kampf und die Herren vermochten nicht, sie auseinander zu bringen. Erst Matthes, der zur Stelle gerufen wurde, gelang es, die erbitterten Kämpfer, die

sich gegenseitig am Pelz gepackt hatten, zu trennen. Cerberus war an Ohren und Kinnladen zerbissen.

„Während Matthes den verdammten Hund bepflasterte, prophezeite er dem Herrn auf Erikstorp irgend ein Unheil.

„Einige Tage darauf wurde Agda zu Mittag in den Probsthof geladen. Mallmenius wollte später nachkommen.

„Es war ungefähr um die jetzige Jahreszeit.

„Ich war gerade nach Erikstorp herüber gekommen, um mit Mallmenius zu reden, als der Wagen, welcher ihn nach dem Probsthof bringen sollte, vorfuhr. Mallmenius erschien auf der Freitreppe, seinen jüngsten Sohn an der Hand führend. Wir wechselten einige Worte, worauf er in den Wagen stieg und noch zu mir sagte:

„Ich beabsichtige meine Frau zu überraschen und deßhalb habe ich Georg mit mir genommen. Ich weiß, daß es ihr eine große Freude machen wird.“

„Während er so redete, bäumte sich das eine von den Pferden, so daß es aufrecht auf den Hinterbeinen stand.

„Ich eilte hinzu, denn ich bemerkte in demselben Augenblick, daß der Kutscher einen der Riemen zu hart angespannt hatte, wurde aber von dem Pferde zur Seite geworfen; dieses machte einen wilden Sprung, riß das andere mit sich, und in der nächsten Sekunde wurde der Wagen über einander geworfen und lag vor dem linken Flügel.

„Mallmenius, der Knabe und der Kutscher waren mit furchtbarer Gewalt aus dem Wagen geschleudert, und dieser eine Minute darauf von den durchgehenden Thieren in Trümmer zerschlagen.

„Ich stürzte auf Mallmenius zu. Er hatte den Arm schwer verrenkt; aber man schenkte ihm keine Aufmerksamkeit, denn der kleine Knabe lag leblos auf dem Boden.

„Als Mallmenius trotz des Schmerzes im Arme ihn aufhob, bedurfte es nur eines Blickes auf das Kind, um zu sehen, wie es stand. Sein Köpfchen war zerschmettert worden.

„Seit jenem Tage wurde Agda so wie sie jetzt ist.

„Cerberus und Matthes wurden hieher verwiesen. Der letztere wurde zum Waldhüter und Wärter des Hundes bestimmt.

„Die Bauern haben eine ganze Masse wunderbarer Historien von dem Thiere. In dem ganzen Kirchspiel findet sich nicht ein Einziger, der den Muth hätte, Jemand beizustehen, der von Cerberus angefallen wird.

„Es hieß, Mallmenius sei entschlossen gewesen, den Hund zu erschießen, aber Agda habe erklärt, der Hund müsse am Leben bleiben, da sie ihrem Vater auf seinem Sterbebette solches versprochen hätte.

„Ich meines Theils wünsche nichts inniger, als daß der verdammte Hund einen Schuß bekäme; denn es sind noch nicht weiter als drei Monate, daß er Dalia in Stücke reißen wollte, und nur Matthes gelang es, dieselbe zu retten. Agathons Verletzung am Bein kommt daher, daß er eines Tags, da der Hund losriß, sich nicht anders zu helfen wußte, als indem er einen Baum erkletterte, wo der Knabe sitzen blieb, bis Matthes den Hund wieder eingefangen hatte. Der Knabe, welcher über eine Stunde dort ausgeharrt hatte, war müde und fiel zu Boden, so daß er sich das Bein verletzte.

„Jetzt hat Matthes, welcher ebenso bösartig ist wie der Hund, gedroht, Jedermann, der dem elenden Thiere Schaden thun würde, sollte es mit ihm zu thun bekommen, und jedes Leid, das Cerberus zugefügt würde, an dem Urheber gerächt werden.

„Es ist jedoch nicht diese Drohung, wodurch Mallmenius sich abhalten läßt, die testamentarische Verfügung seines Schwiegervaters umzustoßen, sondern einzig der Wunsch, welchen seine Frau einmal ausgesprochen hat.

„Und nun, mein lieber Sehlberg, nachdem Du die Historie von Mallmenius und dem Hunde kennst, wollen wir, glaube ich, unsere Wanderung fortsetzen. Ist dir daran gelegen, das merkwürdige Thier zu sehen, so können wir ja an der Hütte des Waldhüters vorübergehen."

Wir begannen den Berg hinabzusteigen. Ich dachte über

die Erzählung nach, welche mir Lundin mitgetheilt hatte, und namentlich über die Aeußerung von ihm, daß Agda seit dem unglücklichen Ereigniß mit ihrem Sohne so geworden, wie sie jetzt war.

Lag es auch nur im Bereiche der Möglichkeit, daß das traurige Ende des Kindes ihr eine solche Erbitterung gegen Mann und Stiefkinder einflößen konnte, wie sie jetzt an den Tag legte? Sie hatte gegen Dalia von einem Verbrechen, das Mallmenius begangen, geredet. Ein Unglücksfall durfte doch von Niemand als ein Frevel bestraft werden.

Nach einigen Augenblicken äußerte ich:

„Du hältst Cerberus für den bösen Geist der Familie, ich meines Theils weiß Jemand, dem ich gern diesen Namen gäbe.“

„Und der wäre?“ fragte Lundin.

„Erräthst Du es nicht?“

„Mein Freund, ein Hüttenverwalter erlaubt sich keine Vermuthungen. Sprich es aus, wen Du meinst, und ich werde dir beistimmen oder deine Behauptung bestreiten.“

„Es gibt nur eine Person, welche ich deßhalb in Verdacht haben kann, und das ist — Frau Sjöström.“

„Die vortreffliche, unvergleichliche Haushälterin! Sie, welche das Haus des Kapitäns Högberg mit Macht zusammenhielt, sie, ohne welche die ganze Oekonomie von Erikstorp in Trümmer gehen würde. Wie kann man die Behauptung wagen, sie bringe Unglück über die Familie?“

Lundin brach in ein lautes Gelächter aus und fuhr hernach fort:

„Scherz bei Seite, was —“ er sah sich rings um, ehe er weiter redete — „was die Alte betrifft, so glaube ich, sie ist halb und halb mit dem bösen Feind verwandt, wenn sie nicht die leibliche Frau Mama des genannten Herrn ist. Daß sie und Cerberus ihren Ursprung in heißern Regionen haben, als denen, worin wir leben, darauf wollte ich meinen Schnurrbart verwetten. Der ehrliche Kapitän Högberg, der von dem Weibe düpirt wurde, hat, wie man wohl sagen kann, seinem Schwiegersohn im Testa-

mente einen teuflischen Anhang vermacht. Ich meines Theils habe immer die Ueberzeugung gehegt, daß die Sjöström von Anfang an Agda's Eifersucht gegen Frau Scharp geweckt und somit zu den ersten Mißhelligkeiten Anlaß gegeben hat. Daß sie nach dem Tode des Knaben durch gewisse Satanskünste die Spannung zwischen den beiden Gatten bis zu dem Grade gesteigert hat, wie sie seit mehreren Jahren sich kund gibt, ist nicht minder meine Ansicht. Sie hat es so geschickt einzuleiten gewußt, daß es ihr, während die Trennung zwischen jenen vollständig wurde, gelang, sich so bei Mallmenius einzunisten, daß er derselben ein unbeschränktes Vertrauen schenkt. Sie und ihr scheinheiliger Sohn verstehen die Kunst, sich auf Kosten des Gutsherrn zu bereichern. Mit studirter Klugheit hat die Alte ihre Karten so gespielt, daß Jedermann, der sich im Geringsten die Gewogenheit von Mallmenius erworben hat, von Erikstorp entfernt wurde. Die Informatoren sind Frau Sjöström und ihrem Herrn Sohn immer ein Dorn im Auge gewesen. Sie haben darum stets gegen die armen jungen Männer intriguirt. Außerdem ist es ihnen gelungen, Agathon in ein solches Licht bei dem Vater zu stellen, daß Mallmenius den Knaben als ein entartetes und böses Kind betrachtete. — Das einzige Wesen, das sie nicht aus seinem Herzen zu verdrängen vermochten, ist Dalia. Dieß kommt wahrscheinlich daher, daß das Mädchen von dem Augenblick an, da sie eine Stiefmutter erhielt, eine instinktartige Furcht anwandelte, des Vaters Liebe zu verlieren, und daß sie darum stets auf ihrer Hut gewesen ist. Ein weiterer Umstand, der Agathons Stellung im Hause so traurig machte, ist der Umstand gewesen, daß Agda ihn nicht leiden konnte, und er sich in der Familie weder bei Tische noch sonst bei irgend einer Gelegenheit, wenn Agda nicht in ihrem Zimmer eingeschlossen war, sehen lassen durfte. Was ich inzwischen von Herzen wünsche, ist der Umstand, daß Du dich als sein Lehrer halten kannst; denn es wäre für den armen Jungen ein großes Unglück, wenn er abermals seinen Lehrer wechseln müßte. Du kannst jedoch überzeugt sein, daß der junge Sjöström und seine holde Mutter aus aller Kraft darauf hin-

arbeiten werden, Dich wegzubringen, und so etwas mißlingt ihnen selten."

„Aber," sagte ich, „hat denn Niemand von der Umgebung des Lieutenants so viel Anhänglichkeit an ihn gehabt, um ihn darauf aufmerksam zu machen, daß die Frau, welche er für so vortrefflich hält, nichts anderes als ein Ehestandsteufel ist?"

„Mallmenius duldet nicht, daß man mit einem einzigen Wort seine häuslichen Verhältnisse berührt. Derjenige, welcher es wagte, mit einer Silbe seiner Stellung zu seiner Frau zu erwähnen, oder auf die vollkommene Lösung aller zärtlichen Bande, welche zwischen ihnen existirt, hinzudeuten, wäre verloren und dürfte sicher sein, augenblicklich von der Stelle, die er inne hat, entfernt zu werden. Das ist ein so äußerst empfindlicher Punkt für den stolzen Mann, daß man sich nicht versucht fühlt, demselben auf irgend eine Art nahe zu kommen."

XIII.

Wir waren jetzt am Fuße des Berges und gingen um denselben her, um auf die andere Seite davon zu gelangen.

Als wir einige Schritte in dieser Richtung gemacht hatten, ließ sich wiederum das hitzige Gebell vernehmen, welches sich steigerte, je näher wir der Hütte kamen.

Nach einer kurzen Wanderung standen wir vor einem Gehege, welches die Wohnung des Waldhüters umgab. Am Eingang zu demselben befand sich eine Hundshütte und an derselben angekettet ein großer, grobhaariger Hund, der ganz toll bellte, während er heftige Sprünge machte, um loszukommen und sich auf uns zu werfen.

Auf der Schwelle des Häuschens saß ein Bursche mit grausgesprenkeltem Haare, ebenso grob und zottig wie das des Hundes, und mit einer Physionomie, welche an mürrischem Ausdruck

mit der von Cerberus wetteifern konnte. Er hatte einen alten, schmierigen Südwester auf dem Kopfe und war sonst in einen blauen Seemannskittel und ein paar leinene Pantalons gekleidet, welche einmal weiß gewesen, nunmehr aber alle möglichen Farben angenommen hatten. Um den Leib trug er einen breiten Lederriemen und an den Füßen ein Paar grobe Schuhe.

„Guten Abend, Matthes," sagte Lundin und blieb stehen, indem er sich über das Gehege lehnte. „Wie geht es in der Welt mit Dir? Sind keine Wildschützen hier zu sehen?"

„Das möchte ich nicht glauben, so lang wir, Cerberus und ich, uns im Ostwalde befinden," antwortete Matthes und schielte mit ein paar kleinen, grauen Augen Lundin an.

„Was hast Du da an der Hand?" nahm Lundin wieder das Wort. — Matthes hatte nämlich die rechte Hand mit Lumpen umwickelt.

„Eine verdammte Schmarre. Aber damit hat Niemand etwas zu thun, als ich selbst."

„Darin hast Du Recht," antwortete Lundin lachend. „Aber es wäre ja möglich, daß ich ein Heilmittel dafür wüßte."

„Ist nicht nöthig. Der Verwalter wünscht nur, daß der Teufel mich und das Hundevieh dort hole."

„Das ist auch vollkommen wahr; aber es hindert mich nicht, so lang Du hier auf Erden noch weilst, menschlich zu sein und deine Leiden mildern zu wollen. Ich sehe Dir an, daß die Hand wehe thut. Komm hieher und laß mich dieselbe untersuchen und gib nebenbei dem Cerberus einen Schlag auf die Nase, so daß er schweigt."

Matthes brummte ein paar Worte, die wir nicht verstanden, sah mich grimmig an, erhob sich aus seiner sitzenden Haltung und kam zu Lundin herangetrottet.

„Wenn der Verwalter mir von diesem Satansschmerz helfen könnte, so wollte ich ihm alle seine Bosheit vergeben; aber dazu ist er nicht der Mann."

„Ah so, Du würdest mir vergeben? — Du bist sehr mild gestimmt, merke ich," scherzte Lundin. „Her da mit der Tatze,

so wollen wir sehen, was daran ist. Kann ich nicht helfen, so werde ich den Doctor hieher schicken."

„Thun Sie das nicht, denn ich werde den Doctor nur bitten, er solle zur Hölle fahren."

„Wenn es Dir Unterhaltung macht, so folge Du ihm nur selbst nach und nimm den tollen Hund mit auf die Reise."

Während Lundin also scherzte, hatte er die Bandage abgenommen, welche Matthes um die Hand trug, und die Wunde blos gelegt. Es war eine schwere Schramme, voll wilden Fleisches rings am Rand herum.

„Der Schaden ist nicht im Mindesten gefährlich," sagte ich, „und läßt sich mit ein wenig Höllenstein kuriren."

Matthes schielte mich an und brummte:

„Nun, da kann der Herr mir wohl von dem Schmerz helfen?"

„O ja, das kann ich wohl, aber nicht vor Morgen. Lege bis dahin Kaltwasserumschläge an, das thut gut."

„Wasser," wiederholte Matthes grinsend.

„Du möchtest wohl lieber Branntwein darauf legen," bemerkte Lundin munter; „aber halte Dich nur fein bescheiden an das Wasser, wie der Herr hier sagt; er ist so ein Stück von einem Doktor, mußt Du wissen. — Und nun gute Nacht, du Bär!"

Ich versprach, am nächsten Tage wieder zu kommen, und wir entfernten uns. Mein Kopf war voll von Gedanken an die Familie Mallmenius.

Wir waren eine Strecke schweigend hingegangen; da begann Lundin wieder:

„Worüber zum Teufel grübelst Du nach, Sehlberg. Ich will Leib und Seele darauf verwetten, die Burgfrau von Erikstorp spukt Dir im Gehirn. — Hüte Dich, an ihre schwarzen Augen zu denken. Es könnte Unglück zur Folge haben. Australien ist ein böses Land, und die, welche dort geboren sind, bringen Alles, nur nicht Frieden und Wohlfahrt mit sich. Nein, mein Junge, fort mit allen Grübeleien und laß uns statt dessen ein Lied an den schönen Sommerabend singen."

Lundin stimmte wirklich eines von Bellmanns Liedern an. Es ist für einen Sänger nicht wohl möglich, etwas davon zu hören, ohne daß er sich versucht fühlt, einzustimmen, und so that auch ich.

Und fort waren alle Gedanken an Eriksdorp, an Schön-Agda und ihren Mann. — Ich war zwanzig Jahre alt, liebte Gesang und Frohsinn und vergaß um dieser blondlockigen Engel willen der Stunde Ernst und der Stunde Mißbehagen.
